

Schriften des Landtages Brandenburg Heft 3/2014

Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus

Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen

27. Januar 2014

L A N D T A G
B R A N D E N B U R G



Inhalt

05

**Begrüßung und
Einführung**

**Prof. Dr. Günter
Morsch**

Direktor der Stiftung
Brandenburgische
Gedenkstätten

09

Grußwort

Stephan J. Kramer

Generalsekretär
des Zentralrates der
Juden in Deutschland

13

Ansprache

Dr. József Czukor

Botschafter von
Ungarn

19

Ansprache

György Konrád

Schriftsteller und
Überlebender des
Holocaust

35

**Szenische
Lesung**

Schülerinnen und
Schüler des F. F.
Runge Gymnasiums
Oranienburg

45

Ansprache

Gunter Fritsch

Präsident des Landta-
ges Brandenburg

Musikalisch gestaltet wurde die Veranstaltung durch Alexander Glücksmann an der Klarinette.



Prof. Dr. Günter Morsch

Direktor der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten

Sehr geehrte Überlebende des nationalsozialistischen Terrors, sehr geehrter Herr Landtagspräsident Fritsch, Frau Vizepräsidentin Große, Frau Vizepräsidentin Schillhaneck, Exzellenz, Vertreter ausländischer Botschaften, liebe Frau Ministerin Prof. Kunst, sehr geehrter Herr Landrat, Herr Bürgermeister meine sehr geehrten Damen und Herren,

„Komm mit zum Judenerschießen!“ sagte ein SS-Mann zum anderen, „es gibt auch Alkohol.“ Hastig und wild übereinander geworfen, in einer kleinen Grube einfach verscharrt, so fanden wir mehr als 60 Jahre nach dem Massaker an 1.342 ungarischen und polnischen Juden im KZ-Außenlager Lieberose, leere Wein- und Schnapsflaschen dicht neben dem Tatort. In der näheren Umgebung der Grube lagen noch Patronenhülsen und Magazine. Die SS-Männer hatten einfach durch das dünne Holz der sogenannten Schonungsbaracken hindurch auf die dort zusammen gepferchten, bereits zu Muselmännern herabgewürdigten Opfer geschossen. Wem es gelang, durch Türen und Fenster herauszuklettern, den ließen die Mör-



Prof. Dr. Günter Morsch

der auf dem Boden zu sich herankriechen, um sie mit Kopfschüssen zu töten. Die sterblichen Überreste von mehr als 700 Opfern dieses von Oranienburg aus angeordneten Massenmordes dagegen, sie fanden wir nicht. Ihre durch Garben aus Maschinenpistolen getöteten Körper waren wohl wie die der anderen ca. 800 Opfer, die man zufällig in den 70er Jahren in einer alten Kiesgrube entdeckte, auf Lastwagen in die umgebenden Wälder fortgeschafft worden.

So sah er aus, der letzte Akt der Shoah. Obwohl der Kanonendonner der anrückenden Roten Armee bereits zu hören war, steigerte sich die mörderische Besessenheit der Nationalsozialisten immer mehr. Nein, nicht obwohl, sondern gerade deshalb. Denn sie wollten nicht nur möglichst viele Menschen noch mit in ihren eigenen Untergang reißen, nein, sie wollten noch mehr, nämlich der Welt beweisen, dass das „Dritte Reich“ die systematische Vernichtung von Millionen Menschen weniger als sekundäre Folge ihres Eroberungskrieges,

sondern primär aus ideologischen Motiven planvoll betrieb. Massenmord war keine Art „Kollateralschaden“ des Zweiten Weltkrieges, sondern er war das eigentliche Programm der Nationalsozialisten.

„Massenmord war keine Art ‚Kollateralschaden‘ des Zweiten Weltkrieges, sondern er war das eigentliche Programm der Nationalsozialisten.“

Diese Tatsache ist offenbar schwer zu ertragen und zu begreifen. Die DDR verstand sie nicht, als sie Lieberose zu einen Ort der Vernichtung von Antifaschisten verfälschte. Verstehen wir sie heute besser, wenn wir Lieberose als Menetekel des Totalitarismus verharmlosen? Die Opfer, sie können sich gegen politische Instrumentalisierungen nicht mehr wehren, wir sind aufgefordert, dies zu tun.

Vor etwa 70 Jahren, im März 1944 begann das letzte Kapitel der Shoah, der Mord an den ungarischen Juden. Mit Hilfe und Unterstützung der ungarischen Regierung unter Reichsverweser Miklos Horthy deportierte Adolf Eichmann bis Mitte Juli 1944 430.000 ungarische Juden sowie einige Tausend Roma nach

Auschwitz. Die allermeisten Menschen, vor allem Alte und Kinder, wurden unter Aufsicht des extra aus Oranienburg zurück beorderten KZ-Kommandanten Rudolf Höß gleich nach der Selektion in den Gaskammern qualvoll erstickt. Etwa 108.000 Deportierte, zumeist Männer und Frauen im besten arbeitsfähigen Alter, sonderte die SS aus und schickte sie in die Konzentrationslager des Altreiches. Das Ziel lautete „Vernichtung durch Arbeit“.

Im KZ Sachsenhausen traf der erste Transport aus Auschwitz am 6. Juni 1944 ein. Unter den 2.400 Deportierten, die nach tagelangem Transport in völlig überfüllten Güterwagen, ohne Wasser und Brot, auf dem Bahnhof von Jamlitz bei Lieberose aus den Waggonen herauskrochen oder -fielen, kam die große Mehrzahl aus Ungarn und Polen. In den folgenden Tagen und Wochen rollte Transport nach Transport aus dem Vernichtungslager in die verschiedenen Arbeitslager von Sachsenhausen. Viele von ihnen wurden von Oranienburg aus in die von den privaten Rüstungsfirmen, wie z. B. von Heinkel, Siemens, Krupp, oder IG Farben, betriebenen KZ-Außenlager nach Berlin, Fürstenberg an der Oder, Schwarzheide, Königs Wusterhausen oder Germendorf weiter transportiert. Die meisten aber der vielen Tausend ungarischen Juden deportierte die Reichsbahn direkt von Auschwitz in das größte jüdische Außenlager von Sachsenhausen, nach Lieberose. Die dortige SS-Lagerverwaltung funktionierte dafür den unmittelbar an das Häftlingslager angrenzenden Bahnhof Jamlitz zu einer Art Umschlagsplatz von Juden um. Tau-

sende kamen dort an und wurden brutal aus den Zügen herausgetrieben, Tausende durch von ständigen Quälereien, Hunger und Krankheiten erschöpfte Muselmänner warf man am gleichen Bahnhof, nachdem die SS die letzten Arbeitskräfte aus ihnen herausgepresst hatte, in die Waggons der Reichsbahn, um sie in die Gaskammern von Birkenau zurückzubringen.

„Der bekannten und unbekanntem Opfer aus der Gruppe der ungarischen Juden wollen wir heute, am Tag der Opfer des Nationalsozialismus, besonders gedenken.“

Als die Deportation der Juden nach dem von den Deutschen unterstützten Putsch der ungarischen Pfeilkreuzler wieder aufgenommen wurde, kamen die Züge direkt aus Budapest. In einem der Züge befand sich auch Edgar Frischmann, der heute unter uns ist, und den ich ganz besonders herzlich begrüße. Er kletterte am 10. Dezember 1944 am Bahnhof von Oranienburg aus seinem Waggon und wurde anschließend unter den Augen der Bevölkerung zunächst in das Hauptlager getrieben. Von dort

überstellte ihn die SS zur Zwangsarbeit in das Außenlager Heinkel. Auch in den Frauenlagern, die Sachsenhausen in immer größerer Zahl unterstanden, so bei Mercedes Benz in Genshagen, den Flugzeugmotorenwerken Argus in Reinickendorf, der Gasmaskenfabrik Auer in Oranienburg oder bei Siemens in Haselhorst, mussten Tausende ungarische Jüdinnen unter unmenschlichen Bedingungen Zwangsarbeit leisten.

Da die Konzentrationslager-SS den Großteil ihrer Akten verbrannte, können wir nicht mehr genau sagen, wie viele ungarische Jüdinnen und Juden die Nationalsozialisten nach Sachsenhausen verschleppten und wie viele das Lager nicht überlebten. Es waren gewiss, so schätzen wir, insgesamt über 10.000 Männer, Frauen und sogar Kinder. Die Namen von knapp 800 ungarischen Opfern sind in unserem Totenbuch verzeichnet. Eine viel größere Anzahl wird immer ohne Namen und Identität bleiben. Ihrer aller, der bekannten und unbekanntem Opfer aus der Gruppe der ungarischen Juden, wollen wir heute, am Tag der Opfer des Nationalsozialismus, besonders gedenken.

Ich danke vor allem Ihnen, sehr geehrter Herr Landtagspräsident, lieber Herr Fritsch, und Ihrem Präsidium dafür, dass wir erneut gemeinsam mit allen Fraktionen des Brandenburgischen Landtages den Tag der Befreiung von Auschwitz hier in der Gedenkstätte Sachsenhausen begehen können. Ich begrüße zugleich alle Mitglieder des Landtages sowie des Deutschen Bundestages und des Berliner Abgeordnetenhauses ebenso ganz herzlich wie

die Mitglieder des Kreistages sowie der Stadtverordnetenversammlung. Wir freuen uns auch, dass viele Vertreter der NS-Opferverbände, der jüdischen Gemeinden, der Kirchen und der Gewerkschaften teilnehmen. Ganz herzlich danke ich schon jetzt den nun folgenden Rednern, Ihnen, sehr geehrter Herr Botschafter, ebenso wie dem Vertreter des Zentralrats der Juden im Stiftungsrat der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten, Stephan Kramer. Ich danke den Schülerinnen und Schülern des Oranienburger Runge-Gymnasiums für ihre Mitwirkung ebenso wie Herrn Glücksmann

für die musikalische Begleitung sowie Herrn Kantor Scheffer. Mit großer Freude darf ich den ehemaligen Präsidenten der Akademie der Künste in Berlin, den Schriftsteller und Holocaust-Überlebenden György Konrád ganz besonders herzlich willkommen heißen. Sie, lieber Herr Konrád, haben für Sachsenhausen immer ein offenes Ohr und ein mitfühlendes Herz. Dass Sie trotz der Mühen des Winters und des Alters diese weite Reise von Budapest nach Oranienburg auf sich genommen haben, um zu uns zu sprechen, erfüllt uns alle mit großer Dankbarkeit Ihnen gegenüber.

Stephan J. Kramer

Generalsekretär des Zentralrates der Juden in Deutschland



Stephan J. Kramer

Sehr geehrter Herr Dr. Fischman und Gattin,
Verehrter Györgi Konrad,
Landtagspräsident Fritsch, Frau Ministerin Kunst, Exzellenzen,
Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Freunde,

wir gedenken heute am 27. Januar, dem internationalen Holocaust-Gedenktag, den Millionen Opfern des Holocaust und hier vor Ort konkret, den Opfern im KZ Sachsenhausen. Zu den konkreten Gräueltaten hier in Sachsenhausen hat Prof. Morsch schon einen schockierenden und traurigen Einblick gegeben und meine nachfolgenden Redner werden das mindestens ebenso eindrucksvoll, wenn nicht sogar intensiver tun, im Wesentlichen nämlich aus eigenen Erfahrungen. Erlauben Sie mir daher, wenn ich stattdessen in meiner Ansprache auf das Gedenken im Grundsatz eingehe.

Es gibt noch eine ganze Reihe von weiteren Gedenktagen: so beispielsweise den 9. November und den jüdischen Yom Ha'Shoa, als Tag des Aufstands im Ghetto Warschau.

Das Gedenken an die Zeit des Holocaust ist nicht nur Teil unserer Gegen-

wart, sondern muss auch Teil unserer Zukunft sein. Zu diesem Zweck muss die Gedenkkultur aber an die Anforderungen der Gegenwart und Zukunft angepasst werden, und das bedeutet leider auch: an eine Zeit, in der es keine Zeitzegen mehr geben wird.

„Das Gedenken an die Zeit des Holocaust ist nicht nur Teil unserer Gegenwart, sondern muss auch Teil unserer Zukunft sein.“

Die Gedenkstätten leisten dabei einen ganz wichtigen Beitrag. Dies ist der Moment, Prof. Morsch stellvertretend für seine Kolleginnen und Kollegen, sein Team, zu danken, aber auch der

Landesregierung, vertreten durch Ministerin Kunst und den ehemaligen Ministerpräsidenten, Matthias Platzeck, sowie den Landtagspräsidenten Fritsch, ganz persönlich, aber auch stellvertretend für die Parlamentarierinnen und Parlamentarier im Brandenburger Landtag. Sie alle haben großen Anteil daran, dass die Gedenkstätten in Brandenburg bisher erfolgreich und mit gutem Beispiel in der Gedenkstättenlandschaft in Deutschland vorangegangen sind. Das ist nicht selbstverständlich. Sie können Stolz auf das Erreichte sein.

Meine Freunde, Lob kommt selten allein und so will ich auch auf die einhergehende Verantwortung zu sprechen kommen, die für die Gegenwart und Zukunft ebenfalls auf Ihren Schultern liegt. Es gibt vielerorts und immer wieder in diesen Tagen, auch in Brandenburg, das Streben danach, Nationalsozialismus und Stalinismus gleichzusetzen. Präsident Fritsch hat – nicht nur, aber auch – im letzten Jahr zur gleichen Zeit und am gleichen Ort, deutliche Worte zu diesem Thema gefunden und dafür bin ich ihm sehr dankbar, nämlich „vergleichen ist richtig, aber gleichsetzen kommt nicht infrage“. Ich darf Sie alle, uns alle, daran erinnern, dies sehr ernst zu nehmen. Es geht nicht darum Opferhierarchien zu schaffen oder den Stalinismus und seine Folgen zu bagatellisieren, aber Stalinismus und Nationalsozialismus sind nicht gleichzusetzen oder in einem Atemzug zu nennen. Das wäre historisch und faktisch falsch!

Meine Damen und Herren, Gedenken braucht kein starres Verhältnis von Lehrern und Belehrteten, sondern viel-

mehr einen echten Austausch zwischen den Menschen, zwischen Jung und Alt, um gemeinsame Erfahrungen auszutauschen und an die nachfolgenden Generationen weiterzugeben. Die Beteiligten in Opfer und Tätergruppen zu teilen, führt jedenfalls nicht zum Ziel. Ganz abgesehen davon, dass es nicht der Wahrheit entspricht. Wir verstärken damit nur die Gefahr, dass die Jugend teilweise einen trotzigen Stolz auf die Unrechtsregime entwickelt und sich abwendet, weil sie im ritualisierten Gedenken keinen Sinn mehr zu erkennen vermag. Um Missverständnissen vorzubeugen und es nochmals klar auszusprechen: Rituale sind wichtig, aber Inhalte des Gedenkens mindestens ebenso!

„Mir geht es bei meinen Mahnungen nicht vorrangig um mehr Namen auf Gedenksteinen oder mehr Grabstätten, sondern um die Warnung für die Zukunft vor dem Ungeist der Vergangenheit.“

Das bedeutet, dass wir jungen Leuten, die mehr als ein halbes Jahrhundert nach 1938 geboren wurden, kein

schlechtes Gewissen machen sollen. Im Gegenteil: Wir sollten versuchen, sie als Hüter einer besseren Zukunft zu gewinnen, weil wir ihnen zutrauen und vertrauen, aufgrund der Lehren der Vergangenheit eine bessere Zukunft zu bauen.

Meine Damen und Herren, vertrauen wir der Jugend, auch wenn sie vielleicht Fehler machen!

Ich werde gerade wieder in diesen Tagen gefragt, ob es denn nicht fast 70 Jahre nach Kriegsende an der Zeit sei, endlich mit den ständigen Erinnerungen und Mahnungen aufzuhören und im Zuge des sich neu formierten Europas die Vergangenheit als bewältigt anzusehen und nur noch in die Zukunft zu schauen. „Dass die deutsche Geschichte zu sehr unter dem Blickwinkel der Bewältigung des Nationalsozialismus gesehen werde“ (Zitat von Alexander Gauland, Vizesprecher der AfD). Es geht also wieder einmal darum, endlich den sprichwörtlichen Schlusstrich zu ziehen.

Mir geht es bei meinen Mahnungen nicht vordringlich um mehr Namen auf Gedenksteinen oder mehr Grabstätten, sondern um die Warnung für die Zukunft vor dem Ungeist der Vergangenheit. Die universelle Lehre aus dem Holocaust lautet: Die Menschenwürde ist unteilbar!

Gerade in der aktuellen Zeit müssen wir feststellen, dass nicht alle aus der Vergangenheit gelernt haben. Neuerdings entwickelt sich ein Antisemitismus und Rassismus, bezogen auf Juden, aber auch andere Minderheiten, wie etwa die Sinti und Roma oder auch Homosexuelle, nicht nur in einigen frü-

heren kommunistischen Ländern (Bsp. Russland, Ungarn, Bulgarien, Rumänien oder im Baltikum), sondern auch in westlichen europäischen Ländern, wie etwa Griechenland, Italien, die Niederlande, Frankreich oder Großbritannien sowie in Dänemark.

Mancher spricht von einer europäischen Nazi-Revolution. Der Trend bedeutet noch nicht, dass die faschistischen Dämonen aus den 1930er Jahren zurück sind. Sich Sorgen zu machen, ist wohl mehr als angebracht, aber allein reicht das nicht. Wir müssen auch handeln!

Auch in Deutschland selbst ist der braune Morast wieder deutlich sichtbarer geworden und das nicht erst seit den brennenden Häusern in Rostock-Lichtenhagen oder den NSU-Morden. Erinnern wir uns, dass rechtsextremer Terrorismus seit den 50er Jahren aktiv war, oder auch die blutigen Anschläge der Wehrsportgruppe Hoffmann aus den 80er Jahren beispielsweise.

Aber auch der Salon-Antisemitismus und Rassismus, wie auch die Diskriminierung von Minderheiten überhaupt, feiern in unserem Land – im Osten, im Westen, im Norden und im Süden – fröhliche Auferstehung und das nicht nur im Angesicht der NPD, wenn Herr Sarrazin Bücher schreibt oder die AfD im Trüben fischt. Ausländer und Asylanten sind ebenso Ziel von Anfeindungen und Diskriminierungen, wie Alleinerziehende und Sozialhilfeempfänger. Es ist insgesamt kälter geworden in unserer Gesellschaft.

Es ist richtig, dass wir das Leid der Flüchtlinge aus Afrika oder Osteuropa

nicht damit lösen werden, in dem wir nur unsere Grenzen öffnen. Aber auch diese Flüchtlinge sind Menschen, sie haben eine Würde und wir haben die Pflicht, sie würdig zu behandeln.

Wenn wir von Menschenwürde und Menschenrechten sprechen, so müssen das Menschenrechte für alle sein, und wir müssen mehr Respekt vor der Würde eines jeden bezeugen, auch wie es die Bibel ausdrückt „für den Fremden in Eurer Mitte“. Das heißt auch: keine Fremdenfeindlichkeit, kein Rassismus, kein Antisemitismus, keine Antiziganismus und keine Moslemfeindlichkeit.

Gerade in unserem Europa, mit seinen großen Herausforderungen, ist es besonders wichtig, die Lehren zu zie-

hen und bei der friedlichen Gestaltung der Zukunft die geschichtliche Vergangenheit, unter der Europa so viel gelitten hat, weder zu verdrängen noch zu vergessen.

Helmut Schmidt sagte in diesen Tagen: „Es steht in keiner Bibel geschrieben, dass die EU in ihrer heutigen Gestalt das Ende des 21. Jahrhunderts erlebt. Die Regierungschefs sind sich über den Ernst der Lage überhaupt nicht im Klaren“.

Liebe Freunde, die Lehren aus den Grauen der Vergangenheit zu ziehen ist unser aller Aufgabe, nicht nur die der Regierungschefs und das nicht nur bei Gedenktagen und bei Gedenkreiden wie heute!

Dr. József Czukor

Botschafter von Ungarn



Dr. József Czukor

Sehr geehrter Herr Professor
Dr. Morsch!
Sehr geehrter Herr Kramer!
Sehr geehrter Herr Konrád!
Sehr geehrte Damen und Herren!

Vor 69 Jahren, am 27. Januar 1945 befreite die heranrückende Rote Armee das Konzentrationslager Auschwitz. An diesem Tag gedenken wir der Opfer des Nationalsozialismus – der Millionen von Menschen, die unter der Gewaltherrschaft verfolgt, entrechtet, gequält und ermordet wurden.

„Durch den Holocaust ist die Zivilisation selbst infrage gestellt worden.“

Selbst nach sieben Jahrzehnten, die seither verstrichen sind, stehen wir fassungslos vor dem systematisch betriebenen Völker- und Massenmord, vor den entsetzlichen Verbrechen eines menschenverachtenden totalitären Regimes und dessen Akteure.

Der Holocaust ist eine Zivilisationskatastrophe des 20. Jahrhunderts, die beispiellos in der Geschichte der Menschheit dasteht. Diese Tatsache bestimmt seither die Geschichte Europas, die europäische Kultur, und – es ist keine Übertreibung – auch unser eigenes Bild über uns als menschliche Wesen. Wenn wir uns vergegenwärtigen, dass der Mensch Quelle einer zielgerichteten und kaltblütigen Vernichtung einer bestimmten Menschengruppe sein kann, dann wird unser Bild über uns selbst, unsere Kultur und Zivilisation auf einen Schlag und von Grund auf fragwürdig. Wir müssen uns mit dem Gedanken abfinden, dass wir Menschen zu so etwas fähig sind. Diese Erkenntnis wirft einen langen Schatten auf unsere Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Durch den Holocaust – seinem Ausmaß und Inhalt nach einer einmaligen Tragödie – ist die Zivilisation selbst infrage gestellt worden.

Die diesjährige Gedenkveranstaltung im KZ Sachsenhausen ist den im

Holocaust ermordeten ungarischen Staatsangehörigen jüdischer Herkunft gewidmet. Dies ist der Anlass, aus dem ich heute im Namen der ungarischen Regierung zu Ihnen sprechen darf – die Erinnerung an die 520.000 jüdischen Staatsbürger Ungarns, die in verschiedene Konzentrationslager verschleppt wurden, um dort umgebracht zu werden, darunter auch die Tausende, die im KZ Sachsenhausen und dessen Außenlagern den Tod fanden.

Durch die Auseinandersetzung mit der Frage, wie es überhaupt dazu kommen konnte, müssen wir heute lebenden Ungarn uns darauf besinnen, dass auch wir eine besondere Verantwortung dafür tragen, alles zu tun, damit sich Ähnliches niemals wiederholt. Die Gefahren des Nationalismus, Antisemitismus und Rassenhass dürfen unserer Aufmerksamkeit nicht entgehen.

Als Ungar geboren und in Ungarn aufgewachsen, ist das jüdische Erbe auch mein persönliches Erbe. Es ist ein integraler Teil meiner persönlichen Lebenserfahrung und meiner kulturellen Selbstbesinnung. Noch lange bevor mir die Existenz der jüdischen Kultur und Geschichte in Ungarn bewusst wurde, war sie schon ein unabdingbarer Teil dessen, was mich in meiner Person ausmacht. Sie drang durch meine Poren, vermittelt durch meine Bekannten, meine Freunde, meine Kollegen, die mir so bekannten Budapester Stadtteile, den jüdischen Esprit.

1958 geboren, gehöre ich einer Generation an, die keine persönlichen Erfahrungen über den Holocaust hat. In unserer Jugendzeit trennten uns Jahr-

zehnte von der beispiellosen Tragödie. Wir lebten in einer Diktatur, die das geistige Leben von unserer Kindheit an stark einschränkte. Meine Landsleute aus der gleichen Generation wissen sehr wohl, dass die damaligen ungarischen Geschichtsbücher nicht viel über die jüdische Kultur in Ungarn berichtet haben. Es ging aus denen nicht einmal die grundlegende Tatsache deutlich hervor, dass Ungarn seit je aus einer Vielfalt von Nationalitäten und Kulturen bestand, so dass in unserem Land neben Magyaren, Slawen, Deutschen und Rumänen auch Juden ihre Heimat gefunden, und einen gewaltigen historischen Beitrag zu dessen Kultur und Wohlstand geleistet haben.

Vom Holocaust erfuhren wir – neben den Erzählungen Überlebender und Zeitzeugen – aus der spärlichen Literatur, die größtenteils einseitig und von einer durch und durch vereinfachenden Geschichtsauffassung gezeichnet war. Die bis 1990 herrschende offizielle Ideologie ging davon aus, dass wir diese Zeit einfach überwunden haben.

Ab und zu stellten wir uns dennoch die Frage: Wie mag aber doch diese Zeit gewesen sein, als Millionen von Menschen ohne jeglichen nachvollziehbaren Grund planmäßig aus der Gesellschaft ausgestoßen, erst seelisch, und dann auch physisch vernichtet wurden? Als Antwort brachte man uns bei, dass „der Faschismus“ für den Holocaust verantwortlich gewesen sei – eine mit dem Sieg der Kommunisten im Jahr 1945 untergegangene Weltanschauung, deren Vertreter für ihre Greuelthaten schon längst zur Verantwortung gezogen und

bestraft worden sind. So gehörten für uns Täter und Opfer gleichsam einer homogenen Vergangenheit an, die für uns abgeschlossen zu sein schien, und mit der wir in der Zukunft nichts mehr zu schaffen haben wollten.

„Uns Ungarn blieb eine lange Zeit hindurch selbst die Möglichkeit versagt, unsere Vergangenheit frei bewältigen zu können.“

Infolge einer mehr oder weniger systematischen Verdrängung, die durch jede Diktatur unterstützt wird, wenn es um Moralität und historische Wahrheit geht, blieben wir verschont vom Bewusstwerden der historischen Einmaligkeit und Unvergleichlichkeit des Holocaust, verschont von der Qual der daraus notwendig folgenden moralischen Fragestellung nach Schuld und Verantwortung.

Es mag paradox klingen, dennoch ist es wahr: Uns Ungarn blieb eine lange Zeit hindurch selbst die Möglichkeit versagt, unsere Vergangenheit frei bewältigen zu können.

Zur ersten Besinnung auf die bis ins Mark erschütternde Geschichte und Realität des Holocaust kam es in Ungarn erst nach der demokratischen Wende 1990.

Es konnte uns nunmehr nicht entgehen, dass die Bewältigung der Schäden dieser Zivilisationskatastrophe, die ein ungeheures Ausmaß an vernichtender Energie entfesselte, eine außerordentliche historische Herausforderung ist – so wie auch die Menschheit selbst durch den Holocaust transzendiert wurde.

Es stellte sich für uns heraus, dass es ein gravierender Irrtum ist, davon auszugehen, dass die Bewältigung unserer Vergangenheit allein in Konferenzräumen, in Lehrbüchern oder gar in Form von Erklärungen geschehen könne. In Wirklichkeit ist Vergangenheitsbewältigung nämlich nichts anderes als die Triebfeder der gesamten Geschichte seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges. Alles, was auch auf die deutsche Nachkriegsgeschichte maßgeblich eingewirkt hat – von der Entnazifizierung bis zu den Ereignissen des Jahres 1968, von der Konflikt der Väter und Söhne bis zur Verwirklichung der deutschen Einheit –, geschah in diesem Zeichen.

Die Nachkriegsgeschichte Ungarns ist eine in vielerlei Hinsicht ähnliche Abbildung dieses Prozesses. Die dunkle Energie des Holocaust drang die ungarische Geschichte in zahlloser Art und Weise durch, und gestaltet sie fortwährend. Es ist ein sehr langer Weg, den auch wir Ungarn zu gehen haben.

Nach dem ersten Entsetzen vor dem Anblick des Radikal-Bösen sind wir allmählich reif geworden, uns der bedrückenden Wahrheit zu stellen, dass der ungarische Staat es gewesen ist, der seine Bürger zu Feinden erklärt und zu ihrer planmäßigen Ermordung Bei-

hilfe geleistet hat. Als Botschafter, als Vertreter des ungarischen Staates bin ich darüber im Klaren, dass ein Staat niemals ein bloß abstraktes Gebilde ist, sondern etwas Konkretes, das aus Menschen besteht und von Menschen betrieben wird. Daher kann die Verantwortung für den Holocaust nicht einfach auf „den Staat“ abgewälzt werden. Ich kann nicht aufrichtig sagen, dass nicht „wir“, sondern „der ungarische Staat“ oder „andere Ungarn einer anderen Generation“ den Holocaust in Ungarn verursacht haben. „Wir“ sind es gewesen, denn die Helfershelfer der Mörder – und das heißt, auch die Mörder – waren Ungarn.

„Die Helfershelfer der Mörder – und das heißt, auch die Mörder – waren Ungarn. Die Opfer waren ebenfalls Ungarn, unabhängig davon, dass ihnen dies von ihren Mördern aberkannt wurde.“

Die Opfer waren ebenfalls Ungarn, unabhängig davon, dass ihnen dies von ihren Mördern aberkannt wurde. Ohne uns zu einer Kollektivschuld zu beken-

nen – auch schon deshalb nicht, da Träger und Bekenner einer Schuld immer nur Individuen sein können –, fühlen wir uns verantwortlich für das Geschehene, und davon für immer betroffen.

Ohne Konflikte kann die Bewältigung einer derart tragischen Vergangenheit nicht geschehen. Im Gegenteil: Sie geht mit Schmerzen, Widersprüchen, Wahrheiten, Halbwahrheiten und Lügen, Vorwürfen und Selbstrechtfertigungen einher.

Es ist keine leichte Sache, sich der Vergangenheit zu stellen. In der Regel erscheint die Vergangenheitsbewältigung nicht am grünen Tisch. In Ungarn wird die gesellschaftliche Kontroverse in den verschiedenartigsten Bereichen – einschließlich der Tagespolitik – geführt. Manchmal mündet der Wille zur Wahrheit in leidenschaftliche Rechthaberei. Leidenschaftliche Rechthaberei wandelt sich dann schnell zu Vorwürfen und Selbstrechtfertigungen. Dennoch liegen diejenigen falsch, die behaupten, in Ungarn gebe es keine Vergangenheitsbewältigung.

Die immer heftiger werdende, mit immer mehr Konflikten behaftete Kontroverse bekam einen neuen Impuls durch das Holocaust-Gedenkjahr 2014. Der historisch-politische Streit, die Meinungsverschiedenheiten über die Bedeutung von historischen Ereignissen, die Schuld damaliger politischer Entscheidungsträger bilden ihrem Sinn nach einen notwendigen und wesentlichen Bestandteil der gesellschaftlichen Kontroverse in Ungarn. Allein in diesem Zusammenhang haben sie überhaupt einen Sinn.

„Dabei muss verstanden werden, dass die Geschichte unserer Zivilisation nicht aus lauter goldenen Blättern besteht, sondern auch die Hölle in sich birgt. Allein diese Erkenntnis kann die Grundlage unserer Verantwortung für unsere gemeinsame europäische Zukunft sein.“

Es käme ja einem Wunder gleich, wenn die Bewältigung eines derart großen Traumas, das Bekenntnis einer derart großen Schuld, einer solchen gemeinsamen Geschichte weniger geräuschvoll verlief. Und obzwar gegenwärtig all die verschiedenen Auffassungen samt ihren Wahrheiten und Unwahrheiten mit großer Vehemenz verteidigt werden, werden Vertreter der ungarischen Intelligenz kommen, die der ungarischen Gesellschaft helfen werden, diese Periode ohne Zugrundegehen zu überstehen. Wir haben uns nämlich der Vergangenheit zu stellen in der

Überzeugung, dass Täter und Opfer in eine gemeinsame Zukunft gelangen müssen. Vergangenheitsbewältigung und das Holocaust-Gedenkjahr hat diese gemeinsame Zukunft zum Ziel. Wie viele Schmerzen, Vorwürfe und Selbstrechtfertigungen dieser Prozess auch mit sich bringen mag, mir macht es nichts aus, wenn wir in diese Zukunft blicken können. Juden und Ungarn werden auch in der Zukunft eine Schicksalsgemeinschaft sein – wie in Gegenwart und Vergangenheit.

Da der Holocaust in Ungarn untrennbar mit den Vorgängen verbunden ist, die ihren Ausgangspunkt im nationalsozialistischen Deutschland hatten und sich dort vollendet haben, ist auch die ungarische und die deutsche Geschichte in diesem Sinne untrennbar. Obwohl jeder sein eigenes Kreuz zu tragen und seine eigene Schuld zu bekennen hat, ist dieser Prozess doch zugleich die Bewältigung einer gemeinsamen Vergangenheit, wobei Ungarn mit der Solidarität von Deutschland rechnet. Der Holocaust ist aber nicht nur eine deutsche und ungarische Katastrophe, sondern zugleich die Katastrophe der ganzen europäischen Zivilisation, und bei weitem nicht allein aus dem Grund, da Deutschland und Ungarn geographisch in Europa liegen. Europa war sowohl beim Anfang, wie auch bei der Vollendung der schicksalsschweren Vorgänge zugegen. Jeder hat seine eigene Verantwortung auf sich zu nehmen. Dabei muss verstanden werden, dass die Geschichte unserer Zivilisation nicht aus lauter goldenen Blättern besteht, sondern auch die Hölle in sich birgt. Allein diese Erkenntnis kann die Grundlage un-

serer Verantwortung für unsere gemeinsame europäische Zukunft sein.

An dieser Stelle möchte ich einen Gedanken von Imre Kertész zitieren: „Die richtige Fragestellung ist, ob die Shoah universell sei oder nicht. Erst wenn wir sie als etwas Universelles auffassen, können wir uns der menschlichen Schaffenskraft zuwenden, und somit das Negative zum Positiven wenden. Wäre die menschliche Schaffenskraft fähig, aus einem solch fürchterlichen Negativ, wie Auschwitz, etwas Positives, etwas Wertvolles zu schaffen, so würde dies zugleich ein Beweis dafür sein, dass Europa noch immer die Kraft hat, die für Kultur, Freiheit, Erkenntnis und Denken charakteristisch ist.“

Unser Gedenken gilt jedem einzelnen Ermordeten. Doch selbst nach 70 Jahren kennen wir nicht einmal die Identität zahlreicher Opfer. Die ungarische Regierung fühlt sich zur Unterstützung jeglicher Bemühungen und Forschungen verpflichtet, die zum Ziel haben, festzustellen, wer diejenigen waren, die auch im KZ Sachsenhausen und dessen Außenlager ihren Tod fanden. Eine Gedenktafel soll künftig an sie erinnern.

Die Erinnerung darf und wird nicht enden. Indem sie auch kommende Generationen zur Wachsamkeit mahnt, wird sie jeder Gefahr einer Wiederholung entgegenwirken. Ich bedanke mich für Ihre Aufmerksamkeit.

György Konrád

Schriftsteller und Überlebender des Holocaust

In meiner Hand Asche und Knochenplitter.

Im Hinblick auf den Zweiten Weltkrieg war Adolf Hitler ein Verlierer. Was aber seinen Traum von der Vernichtung der Juden betrifft, könnten wir ihn fast schon als Sieger betrachten. Die Ermordung von zwei Dritteln der europäischen Juden, das ist schon eine große Leistung. Abgesehen von meinen Cousins, meiner älteren Schwester und mir ist es ihm gelungen, alle meine Schulkameraden zusammen mit meinen Cousinen durch Gas und Feuer verschwinden zu lassen. Dies mag meine Empfindungen gegenüber den wahren Tätern erklären. Von den moralisierend Fragenden wende ich mich ab und sage ihnen: *Weder Rache noch Vergebung.*

Die Täter müssen mit dem eigenen Schuldbewusstsein leben. Wie lange? Lebenslänglich. Der Mörder bleibt bis zu seinem Tod ein Mörder. Er hat sich selbst verflucht. So sehr er auch versucht, alles zu vergessen und zu erklären, es ist vergeblich. Es bleibt ein Teil von ihm. Unsere Biographie begleitet uns.

Dass Menschen, die die radikale Umsetzung judenfeindlicher Reden zu



György Konrád

ihrer Moral machten, der Meinung waren, sie dürften nicht der Sünde der Menschlichkeit verfallen und auch nicht die Säuglinge verschonen, verstehe ich. So lieb sie auch scheinen mögen, sie seien nicht lieb, denn sie seien Juden. Wenn die Mütter sie nicht aus den Armen ließen, dann müssten sie eben zusammen mit den Babys unter die Dusche gehen, von wo aus sie in den Verbrennungsofen zu transportieren seien.

Die endgültige Entscheidung über all das wurde unweit von hier, am Ufer des Berliner Wannsees, getroffen. Enorm nüchtern, alltäglich, gleichmütig, banal.

Als Folge davon kam in der Kleinstadt meiner Kindheit das durchschnittliche europäische Verhältnis zur Geltung: Von vierzehntausend Einwohnern waren tausend Juden. 670 wurden umgebracht, 330 kehrten zurück, und sie gingen später in mehreren Phasen selbst weg, sodass es dort heute keinen einzigen mehr gibt.

Wenn ich schon Zahlen nenne, dann fällt ein nachdenkenswertes proportionaler Unterschied zwischen Deutschland und Ungarn ins Auge. In Deutschland betrug der jüdische Bevölkerungsanteil 0,5 %, in Ungarn das Zehnfache, nämlich 5 %. Warum übertrafen die Deutschen in ihrer Intoleranz und ihrem Radikalismus die Ungarn?

Handelt es sich hierbei um organisierte Eintracht, um eine im Guten wie im Schlechten sich zeigende Gründlichkeit? Um die restlose Erfüllung einer Aufgabe? Sicher nicht um südländische Lockerheit, redensartliche Schlamperei auf dem Balkan.

Gegen Kriegsende gab es deutsche Stabsoffiziere, die sich den Befehlen entzogen oder diese ablehnten (einem der Verantwortlichen ist das mehrheitliche Überleben der Budapester Ghettobewohner zu verdanken), doch bis dahin hatte ihre Individualität das Geschehen nicht geprägt.

Unter den für die ungarnjüdischen Arbeitsdienstler verantwortlichen Kommandeuren gab es mordlustige Bestien und sich human verhaltende Menschen. Das Leben der jüdischen Arbeitsdienstler hing von Zufällen und Versetzungen ab, je nachdem, an wen sie gerieten.

Ein nach Auschwitz deportierter, doch am Leben gebliebener einstiger Häftling, ein heimgekehrter Siebzehnjähriger, hatte beim Anblick des aus dem Birkenauer Krematorium aufsteigenden dichten, rußigen Rauches das Gefühl, dass ihn aus den Flammen der Teufel angrinse.

In der Holocaust-Literatur kommen Vergleiche mit der Hölle häufig vor. Doch

bei der tatsächlichen Zusammenkunft hochrangiger, diplomierter Herren am Wannsee, wo die Idee praktische Gestalt annahm, ging es fachgerecht und ruhig zu: „Sehr ruhig, sehr freundlich, sehr höflich und sehr artig, sehr nett, und es wurden nicht viele Worte gemacht. Es dauerte auch nicht lange. Von den Ordonanzen wurde schließlich ein Cognac gereicht, und dann war die Sache eben vorbei“, wie sich ein Teilnehmer, Adolf Eichmann, erinnerte.

„Im Frühjahr 1944 war die Entwicklung, die zur Endlösung, zu den Vernichtungslagern führte, alltäglich und fast normal geworden.“

Auch die Vorbereitungen in Ungarn gingen verhältnismäßig glatt und ruhig vonstatten, schritten immer nur eine Stufe weiter voran. Wenn es nun schon eine Judenfrage gab, dann musste man sich um deren Lösung bemühen, noch dazu unter gesetzlichen Rahmenbedingungen. Im Frühjahr 1944 war die Entwicklung, die zur *Endlösung*, zu den Vernichtungslagern führte, alltäglich und fast normal geworden.

Im ungarischen Parlament wurde das Thema von den Abgeordneten schon vor dem Krieg ausgiebig debattiert. Der katholische Fürstprimas und

auch der Vorsitzende der reformierten Bischofskonferenz empfahlen die Vorlage der Judengesetze zur Annahme. Dem ersten Judengesetz folgte das zweite, das dritte, und dann prasselte in rasender Geschwindigkeit Verordnung auf Verordnung hernieder, wurde der Rückstand zum deutschen Vorbild wettgemacht.

Am 20. März 1944, einem Montag, ging ich wie gewöhnlich zur Schule. Die deutschen Tiger-Panzer auf dem Hauptplatz unserer kleinen Stadt und die darauf sitzenden, Zigaretten rauchenden Soldaten waren nicht zu übersehen. Sie sahen sich um, langweilten sich. Auf der Hauptstraße marschierten in dichter Aufeinanderfolge deutsche Soldaten in feldgrauen Uniformen auf und ab. Die ungarischen Soldaten bewegten sich etwas lockerer. Doch auf die Schmäherei von stinkenden Juden verzichteten sie in ihren Gesängen nur selten.

Am 15. Mai wurden meine Eltern von schwarz uniformierten Offizieren der Gestapo in Begleitung ungarischer Gendarmen, die einen schwarzen Hut mit herabhängenden schwarzen Hahnenfedern trugen, verhaftet. Sie wurden nach Österreich zur Zwangsarbeit deportiert. Wir Kinder wussten nichts von ihnen.

Wir hatten gehört, dass die Juden aus der Umgebung von Berettyóújfalu, unserer kleinen Stadt, schon vielerorts in Ghettos gesperrt und in überfüllten Viehwaggons ins Ausland transportiert worden waren.

Ohne Vater und Mutter, allein auf uns gestellt, auch so konnten wir Kinder leben. Doch es schien ratsam, die Kleinstadt zu verlassen und nach Budapest

zu gehen. Dort hatten uns Verwandte eingeladen. Juden allerdings war die Nutzung öffentlicher Verkehrsmittel verboten.

Um dennoch fortgehen zu können, bestach ich, ein 11-jähriger, durch Vermittlung eines rechtsgerichteten Anwalts mithilfe des von meinen Eltern gebliebenen und versteckten Geldes um den Preis eines größeren Hauses die zuständigen Behörden.

Als mich mein Schuldirektor nach der Übergabe der erforderlichen Papiere aufforderte, auch weiterhin ein braver ungarischer Junge zu bleiben, nickte ich.

Die Reisegenehmigung, eine große Ausnahme, ausgestellt für meine ältere Schwester, meine beiden Cousins und mich, wurde mir auf der Gendarmrie in die Hand gedrückt. Ich nahm Abschied von meiner Cousine Vera. Frühmorgens traten wir in Begleitung des mutigen Laló Kádár, des Mittelstürmers der städtischen Fußballmannschaft, die Reise an.

Die in unserer Kleinstadt zurückgebliebenen Juden wurden am nächsten Tag abgeholt, von Újfalu in das nahegelegene Ghetto von Großwardein abtransportiert und von dort eine Woche später nach Auschwitz. Dort wurden Kinder unter 14 Jahren, so auch Vera, vergast und verbrannt.

Die vom Reichsverweser Horthy dazu legitimierte Regierung deportierte innerhalb eines Vierteljahres das gesamte außerhalb Budapests lebende ungarische Judentum nach Auschwitz, annähernd eine halbe Million Menschen. Bis zur Landesgrenze wurden sie von

ungarischen Gendarmen begleitet. Anschließend übernahm die deutsche SS den Weitertransport.

„Dass von den 200 jüdischen Kindern meiner Kleinstadt nur wir vier noch am Leben waren, die wir Berettyóújfalu verlassen hatten, und zwei stille sommersprossige Zwillinge, an denen Doktor Mengele Hodenversuche durchgeführt hatte, wusste ich nicht. Die anderen waren bereits eingäschert worden.“

Zu der Zeit funktionierte die Waffenbrüderschaft zwischen den beiden Staaten noch ungestört. In jenem Sommer 1944 brannten in den Krematorien eigentlich nur noch ungarische Juden.

Als diese Arbeit bereits in vollem Gange war, bat der ungarische Fürstprimas und Erzbischof von Esztergom

auf Initiative des Papstes Reichsverweser Horthy, man solle die getauften Juden zurückbringen, mit den anderen indes menschlich verfahren. Man lächelte darüber.

Zwei Wochen später ging ich am Donauufer spazieren.

Dass von den 200 jüdischen Kindern meiner Kleinstadt nur wir vier noch am Leben waren, die wir Berettyóújfalu verlassen hatten, und zwei stille sommersprossige Zwillinge, an denen Doktor Mengele Hodenversuche durchgeführt hatte, wusste ich nicht.

Die anderen waren bereits eingäschert worden.

Sollte meiner Cousine die Gaskammer als Schicksal vorbestimmt gewesen sein? Sollte der Allmächtige meine Schulkameraden dafür ausersehen haben? Für ihr Getötetwerden gab es keinen in ihnen verborgenen Grund.

Aus Eigennutz und Kleinmut begriffen die damaligen Deutschen und Ungarn sowie die Täter anderer Nationen nicht, dass sie wohl oder übel zu Komplizen eines ungeheuren Verbrechens geworden waren. Außer der Unterwürfigkeit hing ihr Unverstand auch damit zusammen, dass sie den Juden ihre Häuser und Geschäfte neideten und große Lust verspürten, sie um ihr Hab und Gut zu bringen.

Und was ist heute, 70 Jahre danach? Den Gedanken an all das zu verdrängen, will vielen Menschen nicht gelingen.

Wir haben Bilder gesehen, erinnern uns an Szenen, haben darüber nachgedacht, und trotzdem verstehen wir sie nicht. Unvorstellbar all das, weil un-

glaublich, weil man es einfach nicht glauben kann, dass ansonsten normale, manchmal vermutlich sogar nette junge Leute diese unendliche Schändlichkeit begangen haben.

Um dies zu tun, tun zu können, war es erforderlich, den Häftling als Stück zu betrachten, als menschenähnliches Wesen, in dem kein Mensch zu sehen war.

Der Verstand musste hierfür eine Veränderung durchmachen, die wir auch seelische Blindheit und Taubstummheit nennen könnten, in deren Folge sich der Täter in keiner Weise mit dem Opfer identifizieren kann.

Und wir selbst? Können wir es? Von wenigen Ausnahmen abgesehen sind wir weder Täter noch Opfer. Durch Blutsbande, Bekanntschaften oder kulturelle Bindungen aber gehen sie uns etwas an. Wir wissen von ihnen. Sie sind Akteure unseres Bewusstseins.

Auf einer inneren Bühne sind sie anwesend, lassen sich nicht verschweigen.

Von Berufs wegen drechsle ich jeden Tag Sätze. Am Wohnort meiner Kindheit, dem Marktflecken namens Berettyóújfalu, fertigte mein Großvater väterlicherseits in der Spenglerwerkstatt zusammen mit seinen Gesellen und Lehrlingen Wasserkannen, Eimer und Waschtröge, bevor er zum Handel und dem Wiederverkauf von Fabrikwaren übergegangen wäre.

Jeden Morgen ging er in die Werkstatt und arbeitete in Gesellschaft seiner Leute bis zum frühen Abend. Prompt reagierte er auf die Bedürfnisse seiner Kunden, die die Produkte gründlich in Augenschein nahmen.

Ebenso wie das aus dem Getreide gemahlene Mehl gut war, so waren auch die verzinkten Wasserkannen gut. Sie waren mehr als der bloße Gegenstand. In ihnen lebte mein Großvater ebenso wie im Mehl der Landwirt. Ein jüdischer Handwerker und ein christlicher Bauer tauschten ihr Arbeitsprodukt.

Seit einigen Tausend Jahren schon unterhalten die Juden überall auf der Welt mit ihrer Umgebung eine solche Tauschbeziehung. Von ihnen kommen der Monotheismus, die Thora, die Chroniken, die Psalmen und die Propheten. Dass sie all dies nicht brauchten, haben die europäischen Christen nicht behauptet.

Die jüdischen Waren und den Juden Jesus wollten sie haben. Und zusammen mit ihm all das, was er gelehrt hatte, die zehn Gebote und die Bergpredigt, das Gesetz, das zu erfüllen der Prophet aus Nazareth seiner Behauptung zufolge gekommen war, ebenso wie die ihn umgebenden jüdischen Fischer, Zimmerleute und sonstigen Handwerker, die zu Aposteln seiner Verkündigungen geworden waren.

All das vom jüdischen Erbe, was heute zum Fundament der christlichen Kultur gehört, wollten sie haben. Die Vorstellung vom Allmächtigen wollten sie haben, um daraus das Sakrament hervorgehen zu lassen, um zu unterscheiden zwischen Heiligem und Profanem, Fest und Alltag, um Heim und Reinigung, Speise und Getränk, Liebe, Geburt und Tod die Berührung mit Gott zu verleihen.

In den erhebenden Stunden des Lebens wollten sie der Gnade des ein-

zigen Gottes teilhaftig werden, damit ihr Dasein die eigene Helligkeit gewönne, von der Finsternis bis zum Glanz, von der Leere bis zur Vollkommenheit, damit der Mensch im Bund mit dem Schöpfer aktiv teilhaben kann an der Arbeit der Schöpfung.

Es bedurfte der Idee vom Allmächtigen, um dem jüdischen Individuum die Fähigkeit zu verleihen, die unsichtbare Stimme zu vernehmen, die nicht aus Stein, Holz, Bären, Sternen, Sonne, nicht aus Naturphänomenen und auch nicht aus einem anderen, mit ähnlich endlichem Leben und Wissen zu uns spricht, sondern von innen kommt, aus Geist und Seele und deshalb von vornherein nicht zu fassen ist.

*„Ich hatte Gelegenheit,
mir das Wort Ausrottung
früh zu merken.“*

Dies war eine höchst kühne Ahnung. Geist und Seele, Bewusstsein und Erinnerung, was den Menschen zum Menschen macht, verbindet uns mit den Ahnen. Da der von den Juden angesprochene Gott allen Menschen gehört, der ganzen Menschheit, kann jeder Mittler, gleich ob Christ oder Muselman, der diese wahrhaft transzendente Gottesidee mit der ihm eigenen modifizierenden Deutung weitergetragen und verbreitet hat, mit Fug und Recht als Jude gepriesen werden.

Dank dieser Idee denken wir liebevoll an unsere eines natürlichen oder ge-

waltsamen Todes gestorbenen Eltern, Geschwister, an all unsere Verwandten, Nachbarn und Freunde. Einzig weil sie als Menschen geboren worden sind, schauen wir die Säuglinge meist wohlwollend an. Interessiert und mitfühlend betrachten wir unsere Art in Vergangenheit und Gegenwart, diese weisen und närrischen Wesen, wovon wir selbst eines sind.

Sechs Jahre alt war ich, als der Zweite Weltkrieg ausbrach. An der Hand meines deutschen Kindermädchens Hilda beugte ich mich nahe zum Rundfunkempfänger, hörte jene unangenehme Stimme, die mit der Ausrottung der Juden drohte. Ich hatte Gelegenheit, mir das Wort *Ausrottung* früh zu merken. Meine Mutter erklärte mir, wer das sei, der da so unfreundlich sprach, und dass es unser Ende bedeuten würde, sollte diesem Mann, der große Macht besitze und wahrscheinlich verrückt sei, sein Vorhaben gelingen.

1939 war jenes Jahr, in dem das ungarische Parlament im Mehrpartei-
enkonsens das zweite Judengesetz verabschiedet hatte, wodurch das Auskommen der Juden fast unmöglich geworden war.

Ein Jahr zuvor¹ bereits waren die westlichen Demokratien auf der Konferenz von Evian übereingekommen, den aus Europa vor einer drohenden Nazi-
Okkupation flüchtenden Juden kein Asyl zu gewähren und nicht zuzulassen, dass sie sich nach Palästina einschiffen, um sich auf dem Territorium des alten Israel anzusiedeln.

¹ „zuvor“, ungarisch „helyett“: wörtlich „vor
Kriegsausbruch.“

Die 1942 zum militärischen Arbeitsdienst einberufenen jüdischen Handelsgelieferten meines Vaters und seine Cousins hatten in der Ukraine höllische Tage erlebt. Und wer 1943 zurückkehrte, berichtete davon.

Mein Onkel Marci, der mit Spiel-, Süß- und Parfümeriewaren Handel trieb und 1942 als Arbeitsdienstler an die Front geschickt worden und ein Jahr später zusammen mit der ungarischen Armee zurückgekehrt war, erzählte, er habe so lange barfuß auf Schuhnägeln tanzen müssen, bis einige seiner Kameraden verrieteten, wo sie daheim ihre Wertsachen versteckt hatten.

Ein selbstbewusster Fußballer habe sich im ukrainischen Winter zur Strafe nackt ausziehen müssen, sei dann mit mehreren Eimern Wasser übergossen worden, das seinen Körper schließlich mit einem Eispanzer umhüllt und den Tod herbeigeführt habe.

Der erste Gehilfe meines als Textilkaufmann arbeitenden Onkels habe seinen kranken jüngeren Bruder auf dem Rücken in die Sanitätsbaracke getragen. Doch als die Front am stillen Don in Bewegung geriet und das deutsche Heer gemeinsam mit seinen ungarischen Verbündeten Hals über Kopf die Flucht ergriff, setzten sie die Krankenbaracken mithilfe von Flammenwerfern in Brand und mähten die heraustaumelnden Patienten mit Maschinengewehrsalven nieder. Was sonst hätten sie tun sollen?

András Svéd erzählte, als er auf der verschneiten ukrainischen Ebene die Flammen gesehen habe, sei er den Sanitätsbaracken entgegengeläufen, doch seine Kameraden hätten ihn zurückge-

zerrt, noch bevor er von den Posten erschossen worden wäre. Er kehrte also wohlbehalten nach Hause zurück. 1944 aber, das folgende Jahr, überlebte er nicht mehr.

„Zum Kriegsende waren von den Tausend ortsansässigen Juden 330 am Leben geblieben. Vor allem die jüngeren Männer, die (...) Arbeitsdienst geleistet hatten. Dort erfuhren sie, dass ihre Ehefrauen, Eltern und Kinder zu Rauch und Asche geworden waren.“

Manche Posten meinten, je mehr sie von den ihrer Obhut anvertrauten jüdischen Arbeitsdienstlern vernichteten, desto früher könnten sie nach Ungarn zurückkehren.

Da ich als Kind die Erwachsenen gern mit Fragen quälte und mich die Männer deshalb manchmal an ihren

scheußlichen Erfahrungen teilhaben ließen, begriff ich früh, dass es kein Erbarmen gab. Bereits mit zehn Jahren hatte ich keine Illusionen.

In den ersten Sommertagen 1944 begab sich der ungarische Innenminister auf eine Inspektionsreise nach Debrecen, in meine Geburtsstadt. Erfreut stellte er fest, dass die Stadt judenfrei, das Eigentum der Juden indes zurückgeblieben sei und nie mehr in ihre Hände gelangen werde.

So geschah es auch in Berettyóújfalú, der Kleinstadt meiner Kindheit. Gleich nach der Verschleppung der Juden, als die Behörden der Unversehrtheit der verlassenen Güter kaum Beachtung schenkten, vergriff sich das Volk, das gottgefällige Volk, daran. Das in einer Weise, dass ich im folgenden Jahr, im Februar 1945, in unserem Haus nur Müll vorfand, eine randvoll mit ausgetrockneten Fäkalien gefüllte Badewanne und einen schweren Schrank, der den Leuten zu schwer gewesen sein muss, um ihn wegzuschleppen. Weder im großen Geschäftsraum noch in der Wohnung war noch etwas zu finden, was jemandem hätte von Nutzen sein können.

Zum Kriegsende waren von den Tausend ortsansässigen Juden 330 am Leben geblieben. Vor allem die jüngeren Männer, die, der ungarischen Armee unterstehend, Arbeitsdienst geleistet und bereits im November 1944, nachdem die sowjetischen Truppen Ostungarn eingenommen hatten, heimkehren durften. Sie hatten Glück gehabt. Ihr Kommandeur, ein Bekannter aus der Umgebung, rettete auf ver-

schlungenen Fluchtpfaden auch das eigene Leben und führte die ihm Anvertrauten unversehrt nach Hause. Dort erfuhren sie, dass ihre Ehefrauen, Eltern und Kinder zu Rauch und Asche geworden waren.

Wir vier Kinder verbrachten zehn harte Monate in Budapest. In dieser Zeit hätten wir, getroffen von den Kugeln der ungarischen Nationalsozialisten, mehrfach Gelegenheit gehabt, unser kurzes Leben auf der Straße, in einem Park oder in der Donau zu beenden.

Alle Pläne waren fertig, alle Vorbereitungen waren getroffen, um auch die viertel Million Budapester Juden zur Eisenbahnrampe nach Birkenau zu transportieren.

Eichmanns Kommando hätte diese gigantische Aktion nicht bewältigen können, doch die ungarische Administration sowie die Mehrheit der Gendarmerie wären, wie sie es außerhalb der Hauptstadt schon unter Beweis gestellt hatten, mit hingebungsvoller Gnadenlosigkeit bereit gewesen, diese Arbeit zu bewältigen.

Der Plan wurde nicht durchgeführt. Reichsverweser Miklós Horthy und die ihm gegenüber loyale ungarische Panzerdivision hatten die Aktion gestoppt und die in Budapest konzentrierten Gendarmen zum Verlassen der Stadt verpflichtet. Dies nicht zuletzt deshalb, weil der Reichsverweser und sein engerer Kreis aus Washington die Botschaft erhalten hatten, dass sie für den Fall einer Fortsetzung der Deportationen persönlich vor Gericht zur Verantwortung gezogen werden würden. Und das wollten sie vermeiden.

„Mit ein wenig Umerziehungsarbeit kann man aus befreundeten und netten Nachbarn Mordnachbarn machen: durch Definition des Andersseins (...).“

Im Sommer 1945 kehrten unsere Eltern nach Hause zurück. Unsere Familie war die einzige in der Kleinstadt, in der Mutter, Vater und die zwei Kinder, wir alle vier, am Leben geblieben waren.

An verschiedenen Orten und auf unterschiedliche Weise ist etwa die Hälfte der Budapester Juden in den Betrieben des Holocaust getötet worden.

Der Rest, cirka 100.000 Menschen, und die Heimgekehrten aus der Provinz versuchten, ihr Leben dort fortzusetzen, wo es unterbrochen worden war. Doch da ihre Geschäfte und Werkstätten alsbald wieder *verstaatlicht* wurden, war eine bürgerliche Existenz in Ungarn sehr erschwert worden, weshalb diejenigen, denen sich die Möglichkeit bot oder die dazu bereit waren, legal oder illegal das Land in Richtung weite Welt oder den Staat Israel verließen.

Zweifellos sprachen auf nationalsozialistischer Seite ernstzunehmende Argumente für eine gründliche Arbeit. Ein getöteter Jude kann sich nicht erheben und Rache nehmen. Der Endsieg verlangte nach einer Endlösung.

Heute, 70 Jahre später, ist vor allem der Weg interessant, der vom Wort zur Tat geführt hat, das Vorereignis und die Folge, die populistisch-faschistische Mobilisierung, der Ausbau der Diktatur, die Feind-Definition, woraus sich auch die Feind-Determination ergibt.

Der Jude war der als gefährlich hingestellte *andere*.

Deutschland und Europa waren während des Krieges von der psychischen Krankheit der Gleichgültigkeit befallen.

Die anderen Völker waren in der Jüdenausrottung vielleicht etwas träger und unentschiedener als die Deutschen.

Mit ein wenig Umerziehungsarbeit kann man aus befreundeten und netten Nachbarn Mordnachbarn machen: durch Definition des *Andersseins*, abstrakte Feindbildung.

Schrecklich, wie schnell so etwas vonstatten geht. Darauf deuten auch die Balkankriege am Ende des 20. Jahrhunderts hin. Der Nachbar und Freund setzte dem Nachbarn und Freund das Messer an die Gurgel. Und nachdem er ihn niedergestochen hatte, stellte sich der Verlust ein, die Leere.

Stoßtrupps, zentral gelenkte Propaganda, der Führer zeigt mit dem Finger auf den Feind, den Verursacher nationalen Missgeschicks.

Zur Zeit des Brunches am Seeufer war ich neun Jahre alt. Schon längst hatten die Nazis damals das Ende des Rechtsstaats erklärt, dass das Fundament des Christentums, das Alte Testament, nicht länger gültig sei und dass es auch den jüdischen Jesus nicht länger gebe, einzig Hitler, den Führer. Von da

an war der Tod der jüdischen Kinder beschlossene Sache geworden.

Die Leistung zahlreicher deutscher Städte, die den Wiederaufbau der niedergebrannten Synagogen veranlasst oder dem einstigen Ort wenigstens ein Denkmal gewidmet haben, weiß ich zu schätzen.

„Sich jenes vor 70 Jahren Geschehene überall in Europa in sämtlichen Einzelheiten vorzustellen, bis hin zum Erstickungstod in der Gaskammer, das halte ich für eine pädagogische Aufgabe.“

Der lernende Mensch ist es sich schuldig, die verschiedenste Gedanken-gymnastik um die Übungen empathischen Vorstellungsvermögens zu erweitern. Sich jenes vor 70 Jahren Geschehene überall in Europa in sämtlichen Einzelheiten vorzustellen, bis hin zum Erstickungstod in der Gaskammer, das halte ich für eine pädagogische Aufgabe.

Wenn sich Eltern von heute die eigenen Kinder auf dem Weg von der Eisenbahnrampe zum Verbrennungsofen

nicht vorstellen wollen, so ist das durchaus verständlich.

Doch Mitgefühl und Mitleid sind eine seelische Fähigkeit, ohne deren Praxis es keine moralische Intelligenz gibt.

Unternehmen wir nun einen Ausflug in die Psyche der Täter! Irgendeine Genugtuung mussten sie empfunden haben. „Wir haben nur unsere Arbeit getan, die Juden haben wir erledigt, auch die gibt es nicht mehr. Auf unser Wohl!“

Die Juden oder andere politische Gegner sind unser Unglück! Etwas anderes hatten sie nicht gelernt. Jetzt konnten sie glücklich sein.

Die Verdrängung der einstigen Geschehnisse resultiert aus dem Schutz des Selbstwertgefühls. Wir wollen nicht glauben, dass die Unseren, die zu uns Gehörenden, unsere Ahnen, Deutsche, Ungarn oder irgendwelche anderen Europäer so etwas getan haben könnten.

Ja, nicht nur die eigene nationale Gemeinschaft bewahren wir vor dem Schandmal des kollektiven Massenmörders, sondern auch die gesamte menschliche Art vor einem solchen Verdacht. Denn es kann einfach nicht sein, dass normale Menschen, die noch dazu keine Analphabeten sind, zu solch schändlichem Handeln in der Lage sein sollten!

Die Mörder waren nicht von vornherein abnorm, sondern pervertierten erst während der Arbeit. Zu Hause waren sie Väter, Söhne, Geschwister und Freunde. Dann traten sie ihren Dienst an und taten, was getan werden musste, und nach gut verrichteter Arbeit tranken sie einen Schluck. Sie hatten ein Erfolgserlebnis, ähnlich wie die Metzger,

die tagsüber viel Schlachtvieh erledigt haben.

Nachdem die Juden aus der prämodernen Isolation herausgetreten waren, strömten sie in die europäische Kultur ein und schufen dort als Individuen weltliche Werke. Doch auch gegenüber den Strömungen der europäischen Kunst verschlossen sie sich nicht. Bilder, Gedichte und Musik müssen vor allem Bilder, Gedichte und Musik sein. Dass ein Autor Jude ist, spielt eine untergeordnete Rolle. Interessant ist es lediglich im Hinblick auf seinen Lebenslauf, nicht aber bestimmend als ästhetischer Faktor.

Die Juden werden auch nicht durch die einfachste klassifizierende Trennlinie, die Sprache, isoliert. Rede und Literatur der Juden sind mehrsprachig.

Die Juden waren engagierte Europäer. In Mitteleuropa sind sie es gewesen, die Westeuropa vertraten, selbst wenn sie aus Osteuropa gekommen waren. Die Entdeckung Europas, seine Verknüpfung und gegenüber der ethnischen Abgrenzung die Hervorhebung des kulturell Universellen lag in ihrem Interesse. Je offener und pluralistischer die Gemeinschaft ist, desto selbstverständlicher können die Juden darin ihren Platz einnehmen.

Aber vergessen wir nicht, dass sich die Juden gerade deshalb über die ganze Erde verstreut haben, weil ihre Existenzberechtigung angezweifelt wurde und es Bestrebungen gab, sie zu verstoßen, dass sie deshalb nach einem Ort gesucht haben, von dem sie niemand verbannen würde. Sie suchten nach Ruhe und lernten inzwischen, wie man sich als Minderheit unter beunruhig-

genden Verhältnissen behaupten kann. Auch gewöhnten sie sich daran, eine Minderheit zu sein.

In einem jüdischen Staat nun als Mehrheit aufzutreten, ist deshalb für sie gar nicht so leicht.

Existieren und unsere Angehörigen beschützen, das muss sein. Wir müssen fortbestehen, gleich ob vermischt oder abgeschieden, das Erbe weitergeben, das all denen gehört, die es haben wollen, die es brauchen. Das aber lastet auf den Schultern der Juden besonders. Ob ich es nun will oder nicht, ich bin ein Erbe.

Ich kann auch Versteck spielen, dem Postboten, der mir einen auf meinen Namen ausgestellten Einschreibbrief bringt, sagen, der Adressat sei verzogen. Die Nachricht von einem Freund, der durch Genickschuss in die Donau hineingeschossen worden ist, muss ich nicht entgegennehmen. Warum eigentlich haben sie jenen Freund in die Donau hineingeschossen? Soll auch ich ihn jetzt aus dem gleichen Grund vergessen?

Doch wenn ich den Anblick des Freundes nicht in die Donau zurückstoße, dann wird er auf mir lasten, dann bin ich gezwungen, darüber und über all das, was sich damit verbindet, nachzudenken.

Ich bin Jude innerhalb der ungarischen Sprachgemeinschaft. Meist halte ich mich in Ungarn auf. Obwohl ich Gelegenheiten zum Weggehen hatte, habe ich davon keinen Gebrauch gemacht. Vielleicht wegen einer anderen Treue. Weil ich begriffen habe, dass mich auch diejenigen etwas angehen, mit denen

ich dieselbe Sprache spreche, die ich schon immer beim Betreten der Straße um mich herum gesehen habe, mit denen ich zusammen zur Schule gegangen bin, mit denen mich die Unterhaltungen an einem Tisch zusammengebracht und in verschiedenen Betten die Irrlichter der Liebe zusammengeführt haben.

Nach 1945 war auch der Kommunismus judenfeindlich, obgleich Juden dem Parteiapparat und der Politischen Polizei angehörten. Dem jüdischen Bürgertum war der Boden entzogen worden. Vor dem Zweiten Weltkrieg hatten die Juden ihre Existenzgrundlage nicht im staatlichen Sektor gefunden, nicht in der Bürokratie, sondern im Privatsektor, in der in Privatbesitz befindlichen Industrie und im Handel.

Deshalb wurden sie als ausbeuterischer Klassenfeind vorgeführt. Folglich ist ein Teil der am Leben Gebliebenen zwischen 1945 und 1948 oder später, als sich die Möglichkeit dazu bot, weggegangen.

Kommunisten und kleine faschistische Pfeilkreuzler verstanden sich in ihrer Bürger- und Bankiersfeindlichkeit blendend, glorifizierten gegenüber der akademischen Tätigkeit die körperliche Arbeit.

Der neue Antisemitismus, der sich zusammen mit dem Neofaschismus verbreitet, speist sich aus Antikapitalismus und Antikommunismus. Linker und rechter Radikalismus können sich darin zusammenschließen.

Von Anbeginn an war das jüdische Erbe ein Teil des europäischen.

Würde man jetzt den Juden sagen, sie sollten mit all ihren Klamotten aus

Europa verschwinden, dann wären sie gezwungen, die Bibel mitzunehmen, die Sammlung von Werken jüdischer Autoren über jüdische Akteure. Allein schon damit würden sie einen verblüffenden Mangel hinterlassen. Aus Europa würde zum Beispiel das Christentum verschwinden.

Doch müsste man vom Erbe der Juden alles auf den Tisch legen, was sie von Nicht-Juden gelernt haben, wäre der Wirrwarr nicht geringer. Woraus folgt, dass sich die Erbschaften nicht voneinander trennen lassen, ineinander übergegangen, miteinander verwachsen sind.

Berlin, Prag, Warschau, Wien und Budapest – und Städtenamen ließen sich noch lange weiter aufzählen – haben nach der Judenemanzipation eine Zeit der Blüte erlebt, eine Blüte, die nicht homogen und einfarbig sein konnte. Um die Juden auszugrenzen, mussten die Tore geschlossen und der Wettbewerb eingeschränkt werden. Reicher sind jene Städte, aus denen die Juden in den Tod geschickt worden sind, nicht geworden. Je weniger die Farben, desto größer die Langeweile.

Der Anspruch auf Reue ist nach 70 Jahren nicht wirklich real. Das Verbrechen aber, wenn es vor deiner Türschwelle vergraben ist, drängt immer wieder an die Oberfläche. Es stellt sich heraus, dass man nicht einfach darüber hinwegschreiten, es nicht vergessen kann.

Wenn die Deutschen jetzt aktiv an der Schaffung Europas beteiligt sind, sich nicht absichtlich isolieren wollen, dann müssen sie die Juden von einst sehen,

die sich schon früher daran gemacht und das zu Verwebende gewebt haben.

Gerade darin hatte in den Augen der Nationalsozialisten das Verbrechen der Juden bestanden.

Die internationale Gemeinschaft, die UNO und die Europäische Union, vermochte sich bis auf den heutigen Tag nicht zu entscheiden, wessen Souveränität sie höher schätzt, die der Regierungen oder die der Bürger.

Da die Achtung vor den ethnischen und religiösen Minderheiten um ihrer selbst willen bis auf den heutigen Tag innerhalb der Staaten nicht als herrschende Idee für menschliches Zusammenleben gilt, da auch die Europäische Union selbst eine Assoziation von Nationalstaaten und nicht der Europäer ist, deshalb gibt es gegenwärtig noch keine Garantie für Humanismus und Freiheit europäischer Prägung.

Im Anfang war das Wort, die Artikulation der Sehnsucht nach Ausschluss. Und dann kam das Handwerk, die Kunst des Tötens. Wie kann man mit möglichst geringem Aufwand möglichst viele Feinde vernichten? Das andere Gesicht des positiven Kollektivismus ist der negative Kollektivismus: Gemeinschaft hasst Gemeinschaft.

Der Holocaust war die höchste Stufe des Nationalismus.

Je hysterischer kollektives Prahlen, desto hysterischer der kollektive Hass gegen eine andere Gemeinschaft.

Ohne viel Federlesens in einem Aufwasch alles erledigen, sich nicht mit Einzelheiten personenbezogener Anklage verzetteln, sondern die ganze Bande, so wie sie ist, eliminieren.

Ich erinnere mich an die Worte eines Ingenieurs auf einem Rinderschlachthof: „In ihrer ursprünglichen Beschaffenheit, wenn man so sagen darf, kann von hier über den Zaun hinweg höchstens das Brüllen der Rinder nach draußen dringen.“

Was wollte man lieber beseitigen: das Dasein der Juden oder die Spuren ihrer Ausrottung? Es soll keine Spuren geben, keine menschlichen Überreste, nur Rauch und Asche, mit einem Wort: nichts! In Nichts sollt ihr euch auflösen, eigentlich habt ihr nie existiert.

Im Verlauf der Forschungen fällt allmählich Licht auf die schändlich irdische Frage, für wen und wofür alles die Vernichtung meiner aus kleinstädtischem Milieu stammenden jüdischen Schulkameraden gut und nützlich gewesen ist, wie vielen rationalen Interessen und Zielen sie diente und dass sie ein Gegenstand eiskalter Kalkulationen gewesen ist.

Doch lösen wir vom Genozid, von der Volksausrottung, die politische Hülle, die Texte von der rassenreinen Nation, dann bleibt das herzergreifende Wesentliche: Ausplünderung, Entwendung jüdischer Vermögenswerte einhergehend mit Mord in Zeiten kriegsbedingter Knappheit.

Relativ leicht war die *Entjudung* in den Satellitenstaaten, im besetzten Europa, deshalb vonstatten gegangen, weil sich die Besatzer, die lokalen nationalen Behörden sowie die in der Umgebung lebenden Zivilisten bei der Teilung der geraubten Güter gefunden und mithilfe dieses Wachstums ihre moralischen Bedenken beschwichtigt hatten.

„Wie ein Stein, so mitleidlos erwies sich die Bürokratie; sie war imstande, die Maschinerie der Vernichtung als vernünftig zu begreifen.“

An Interessenten, denen es gelegen kam, wenn ein Haus leer geworden war, bestand kein Mangel. Und wem nach dem Krieg weggenommen wurde, was er im letzten Kriegsjahr bekommen hatte, der fühlte sich als Opfer einer ungerichten Gewalt und vererbte dieses Gefühl erfolgreich seinen Kindern, um dem politischen Antisemitismus auch weiterhin überzeugte Verfechter zu erhalten.

Derjenige Beamte, der im letzten Kriegsjahr auf Druck der Deutschen an der Enteignung und Deportation der Juden mitgewirkt hatte, betrieb nach dem Krieg die Zwangsaussiedlung der Ungarndeutschen und die Umverteilung ihrer Güter, sofern er seine Stellung behaupten konnte – aus den kleinen faschistischen Pfeilkreuzlern waren inzwischen kleine Kommunisten geworden –, mit ebensolcher Intensität.

Um Menschen mit irgendwelchen politischen Begründungen ihre Habe wegnehmen zu können, dazu bedarf es interessierter Helfershelfer, denen der andere Mensch, den sie jetzt mit Billi-

gung der Obrigkeit ausplündern dürfen, eigentlich gleichgültig ist.

Die Judengesetze, deren Zielsetzung es war, die 800.000 Juden des damals 15 Millionen Einwohner zählenden Ungarn aus dem Land zu entfernen, sind von weltlich und kirchlich gebundenen hochrangigen Personen gemacht worden. Es gab eine lautstarke Minderheit, der es wohlthat, Juden zu töten oder töten zu lassen; die Vertreter dieser Gruppe erklärten, damit dem Heil ihrer Nation zu dienen.

Wie ein Stein, so mitleidlos erwies sich die Bürokratie; sie war imstande, die Maschinerie der Vernichtung als vernünftig zu begreifen.

Ihre Mentalität, in der sie auf Gründe für eine Selbstrechtfertigung stieß, zeigte sich fähig, den weiter weg und möglichst ohne Aufsehen stattfindenden Massenmord zu akzeptieren.

Wenn die Nation über allem steht, dann soll derjenige, der nicht dazugehören soll, überhaupt nicht sein. Dann können die zuständigen Behörden der verbündeten Macht mit Kindern und Alten, die uns von erhalten gebliebenen Fotografien ratlos und erschrocken anblicken, den Ofen heizen.

Die erbarmungslose Leere ist es, die mich verblüfft, so oft Dokumente in das Gehirn der Ausheckenden und Vollstrecker hineinleuchten. Der Mensch selbst ist für sie vollkommen uninteressant, doch ihre Habe könnte interessant sein.

Die Ermordung von sechs Millionen Juden, das große Ganze der sogenannten Endlösung, bedurfte viel gewissenhafter Kleinarbeit. Auch das war Selbst-

mord-Terrorismus. „Lieber sollen auch wir umkommen, nur damit die zugrunde gehen!“ Die nazistischen Führer wussten 1944 bereits, dass sie den Krieg verloren hatten, sie hätten sich zu Gesten herablassen, hätten die Vernichtung der Juden einstellen können, aber nein, sie erhöhten das Tempo.

„Wer noch vor der Niederlage ausgerettet werden kann“, mochten sie gedacht haben, „den müssen wir ausröten! Wenn es schon nicht möglich ist, die Verbündeten zu erledigen, dann müssen wir wenigstens diejenigen vernichten, die auf sie als ihre Befreier warten.“

Unter anderen meine Schulkameraden. Dass die Nazis auch mit den Kindern kein Erbarmen hatten, mit ihnen sogar am wenigsten, damit ja keine neue jüdische Generation auftritt, diese wahnsinnige Beharrlichkeit ist es, die den Holocaust unter den Volksausrottungen zu etwas Außergewöhnlichem macht.

An dieser besonderen Tatsache reibt sich die rationale Analyse.

67 % der europäischen Juden sind von den Nationalsozialisten getötet worden. In manchen Ländern ist der Anteil der Getöteten größer, in anderen dagegen wesentlich geringer.

Schicksalhaft war weder das Töten noch das Sterben. Der Befehl konnte übereifrig erfüllt werden, doch es war auch möglich, dagegen etwas zu tun, das Morden zu verhindern, zu verlang-

samen, Zeit zu gewinnen. Im Allgemeinen haben sich die Landsleute nicht geregt. Nur einige außergewöhnliche Menschen, angetrieben von irgendeiner rätselhaften Kraft, haben geholfen.

Verbrecher und Helden gab es in dieser Partie, Mörder und Retter, und zwischen beiden gab es die verschiedensten Menschen, die sich an jedem Tag ihres Lebens zwischen Gut und Böse zu entscheiden hatten. Die Wenigen, die Menschen gerettet, unter Lebensgefahr andere dem Rachen des Todes entrissen haben, waren immer Einzelne, die ihrem Gewissen gehorchten.

Gleichgültigkeit ist wie Sand, uninteressant. In Unmenschlichkeit verbirgt sich nichts Rätselhaftes, es gibt daran nichts, was zu erklären wäre. Wer aber einen anderen Menschen rettet, ist ein außergewöhnlicher Mensch. Wer in der Stunde der Versuchung ein Heiliger sein wird, das ist ein Geheimnis unseres Schicksals.

All denen, die etwas dafür getan haben, dass dieses schwarze Loch in der europäischen Geschichte mit seiner qualvollen Wirklichkeit vorstellbar wird, verdienen größte Hochachtung.

Wissen ist eine Schutzimpfung. Hass und Gleichgültigkeit sind eine Krankheit. Liebe und Empathie bedeuten Gesundheit.

Wir alle haben eine Wahl zu treffen.

(Aus dem Ungarischen von Hans-Henning Paetzke)

Szenische Lesung

Schülerinnen und Schüler des F. F. Runge Gymnasiums Oranienburg

Überlebt!
Aus den Erinnerungen ungarischer Juden, die den Holocaust überlebt haben

Dokumentarische Collage nach Berichten von Schuli Klein, Andor Rosenthal, Jakob Davidovics, Joseph Fellner, Herrmann Zwi-Hirsch, und Gabriel Rodan

THOMAS

Wir haben uns mit den Erinnerungsberichten von sechs Männern beschäftigt, die von Ungarn nach Auschwitz verschleppt wurden. Ihr Leidensweg führte sie von dort über Lieberose nach Sachsenhausen.

JASMIN

Wir beide werden aus den Erinnerungen von Schuli Klein lesen.
Er war damals 18 Jahre alt.
Schalom (Schule) Klein
geboren 1926 in Nagy Szolos, Ungarn
Schüler
1944 mit Eltern und Geschwistern nach Auschwitz deportiert

JESSICA

Ich bin 16. Manchmal behaupte ich, älter zu sein – z. B., wenn ich einen Film ab 18



sehen will. Joseph Fellner hat eine solche Lüge in Auschwitz das Leben gerettet. Als er mit seiner Familie deportiert wurde, war er 13 Jahre alt.

Joseph Fellner
geboren 1930 in Ostungarn
Lehrling
1944 mit der Familie nach Auschwitz deportiert.

NICK

Jakob Davidovicz war fast genauso alt wie ich, als er nach Auschwitz verschleppt wurde.

Jakob Davidovicz
geboren 1929
Schüler
1944 mit seiner Mutter, zwei Schwestern und einem Bruder nach Auschwitz deportiert

EMILIA

Andor Rosenthal war Doktor der Chemie. Er war verheiratet und hatte eine 2-jährige Tochter. Damals war er genauso so alt, wie meine Eltern waren, als ich zwei war.

Andor Rosenthal
geboren 1906 in Miskolc, Ungarn
Chemiker
1944 mit Frau und Tochter nach Auschwitz deportiert

TIM

Wir lesen aus dem Bericht von Gabriel Rodan, der damals 14 war. Für uns ist es ganz normal, dass unsere Eltern jeden Tag für uns da sind, und manchmal nervt es, wenn sie sich zu viel um uns kümmern. Für Gabriel Rodan war es lebensrettend, bei seinem Vater zu bleiben. Offiziell musste er aber so tun, als sei sein Vater ein Fremder.
Gabriel Rodan
geboren 1930 in Margitta, Rumänien/
Ungarn
Schüler
1944 mit den Eltern und seiner Schwester Olga nach Auschwitz deportiert

LUISE

Herrmann Zwi-Hirsch hätte der Lehrer von Gabriel Rodan sein können. In Auschwitz verlor er seine Frau und seine kleine Tochter.
Herrmann Zwi-Hirsch
geboren 1906
Gymnasialprofessor
1944 mit Frau und Tochter nach Auschwitz deportiert.

ANTONIA TELEGRAMM

24. April 1944
Mitteilung an das Auswärtige Amt
Geheim
Betrifft: Arbeitseinsatz von Juden aus Ungarn im Reich
Dem Befehlshaber der Sicherheitspoli-

zei... in Ungarn ist inzwischen... mitgeteilt worden, (dass) der ungarische Ministerpräsident – die Bereitstellung von zunächst 50.000 arbeitsfähigen Juden... verbindlich zugesagt hat. Unter Hinweis auf die erwähnten Transportschwierigkeiten wurde gleichzeitig angefragt, ob zu ihrer Behebung eine Einschaltung des Reichssicherheitshauptamtes... für erforderlich gehalten wird...

CHANTAL

... 5.000 Juden werden sofort zur Verfügung gestellt... Der Rest soll in weiteren Gruppen von 5.000 in einem zeitlichen Abstand von je drei bis vier Tagen abtransportiert werden... Bittet um Entscheidung... wohin der Transport umgeleitet werden soll...

SCHULI KLEIN/THOMAS

Anfang Mai gab es plötzlich eine Anweisung, dass Juden ihre nötigsten Sachen packen mussten. Die örtlichen Beamten gingen von einem jüdischen Haus zum anderen, und sammelten Wertgegenstände ein – Schmuck und ähnliches. Man bekam dafür eine Quittung.

SCHULI KLEIN/JASMIN

Drei Tage dauerte dieses Unternehmen. Dann begannen sie, die Juden abzuholen.

SCHULI KLEIN/THOMAS

Mit einigen Dingen, die wir einsammelten, führte man uns aus dem Haus. Ich ging mit meinen beiden Schwestern und meinen Eltern. Das Tor wurde mit Wachs versiegelt.

SCHULI KLEIN/JASMIN

Sie hatten ein Quadrat von vier Straßen zum Ghetto erklärt. Wer kein Jude war, musste von dort wegziehen in eines der von den Juden freigewordenen Häuser.

GABRIEL RODAN/TIM

Vor unserem Haus fuhr ein LKW mit SS-Leuten vor. Unsere ganze Familie wurde in ein Ghetto auf dem Gelände eines Holzlagerplatzes gebracht.

JOSEPH FELLNER/JESSICA

Joseph Fellners Familie teilte man mit, dass sie sich am nächsten Tag an einem Sammelpunkt einzufinden hätte. Von dort wurden auch sie in ein Ghetto gebracht.

JAKOB DAVIDOVICS/DANIEL

Jakob Davidovicz war gerade 15 geworden, als er mit seiner Mutter und drei Geschwistern ins Ghetto überführt wurde.

SCHULI KLEIN/THOMAS

Man brachte alle Juden aus den umliegenden Kleinstädten ins Ghetto. Heute weiß ich, warum: Sie brachten uns in die Städte, in denen es einen Bahnhof gab...

ANTONIA TELEGRAMM

An das Reichssicherheitshauptamt zu Händen von SS-Obersturmbannführer Eichmann
Nach drahtlicher Mitteilung aus Budapest... sind am 27. und 28.04. zwei Transporte von je 2.000 arbeitsfähigen Juden beiderlei Geschlechts im Alter von 16 bis 50 Jahren nach Auschwitz abgefertigt worden. ...gezeichnet von Thadden

GABRIEL RODAN/RONJA

Zwei Wochen später mussten wir wieder auf einen Lkw steigen. Wir wurden zum Bahnhof gebracht. In Viehwaggons wurden 120 Menschen eng zusammengedrückt. Es gab nichts zu essen und zu trinken. Für die Notdurft schlugen wir ein Loch in den Wagenboden.

SCHULI KLEIN/THOMAS

Die Waggons waren von außen verschlossen. Beim Halt in Kosice stieg ein deutscher Offizier ein und sagte: „Wir holen euch zur Arbeit. Wenn ihr gut arbeitet, werdet ihr auch Essen bekommen.“ Nach drei Tagen kamen wir in Auschwitz an. Die Türen der Waggons wurden geöffnet, jüdische Kapos traten hinein und trieben uns nach draußen: „Lasst das Gepäck, wir ordnen es und ihr bekommt es wieder, aber jetzt, steigt aus.“ Es kam uns sehr seltsam vor, dass wir überall Menschen in Schlafanzügen umherlaufen sahen.

GABRIEL RODAN/TIM

„Aussteigen! Aussteigen! Frauen auf die eine Seite, Männer auf die andere Seite!“

GABRIEL RODAN/RONJA

Gabriel Rodan sah seine Mutter und seine Schwester Olga hier zum letzten Mal.

SCHULI KLEIN/THOMAS

Ruhig, ohne Furcht gingen wir an Mengele vorbei. Meine Mutter schickte er mit einer Handbewegung zur Seite. Vater und ich kamen auf die andere Seite. Meine beiden Schwestern wurden auf die Seite der arbeitsfähigen Frauen geschickt.

HERRMANN ZWI-HIRSCH/LUISE

Hermann Zwi-Hirsch wurde gleich nach der Ankunft in Auschwitz von seiner Frau und seiner kleinen Tochter getrennt. Beide endeten in der Gaskammer.

ANDOR ROSENTHAL/EMILIA

Auch Andor Rosenthal verlor unmittelbar nach der Ankunft in Auschwitz seine Frau und seine 2-jährige Tochter.

JAKOB DAVIDOVICS/DANIEL

Jakob Davidovics Familie wurde bei der ersten Selektion auseinandergerissen. Während der ganzen Zeit seines Leidensweges durch die verschiedenen deutschen Lager wusste er nichts von seinen Angehörigen.

JOSEPH FELLNER/JESSICA

Ein polnischer Kapo fragte Joseph Fellner, wie alt er sei. Joseph antwortete wahrheitsgemäß: „13 Jahre.“ Darauf sagte der Kapo: „Du bist 18 – sonst wirst du totgeschlagen.“ Da Joseph Fellner groß und kräftig war, rettete ihm diese falsche Aussage das Leben, denn Juden unter 14 wurden in den Gaskammern ermordet.

GABRIEL RODAN/TIM

„Sag siebzehn!“, flüsterte mir mein Vater zu. Ich folgte seinem Rat – das hat mir zum ersten Mal das Leben gerettet.

SCHULI KLEIN/JASMIN

Es wurde erzählt, dass dort, wo man dieses große Feuer sah – dass dort Kleidung und Schuhe verbrannt würden, die nicht mehr zu gebrauchen waren.

SCHULI KLEIN/THOMAS

Alles, was wir noch hatten, mussten wir wegwerfen. Wir mussten uns ausziehen, wir erhielten diese Gefangenenuniformen. Sie trennten uns von allem, was mit unserer Vergangenheit verbunden war.

JAKOB DAVIDOVICS/NICK

Ich wurde einem Kinderblock zugewiesen. 1100 Kinder waren dort untergebracht. Etwa zwei Wochen nach meiner Ankunft brach Scharlach aus und griff mit rasender Schnelligkeit um sich. Man riegelte unseren Block hermetisch von der übrigen Welt ab.

Zu essen bekamen wir noch weniger als vorher. Unsere tägliche Nahrung bestand jetzt aus etwas schwarzem Kaffee, einem Viertelliter Suppe und einem Brot, das eigentlich unter vier Kindern aufzuteilen war. In Wirklichkeit mussten sich aber sechs Kinder ein Brot teilen. In wenigen Wochen raffte die Epidemie über 200 Kinder dahin.

SCHULI KLEIN/JASMIN

Sie führten uns zu einem Block im Zigeunerlager, wie sie es nannten. Als man diese Baracke gebaut hatte, war sie für eine bestimmte Anzahl Menschen vorgesehen. Inzwischen kamen so viele Transporte, dass sie uns immer enger zusammenstopften. In der Baracke war es so eng, dass wir nicht sitzen konnten, nur stehen.

ANTONIA TELEGRAMM

13. November 1944, 17 Uhr Evakuierung Budapester Juden verläuft ungeachtet technischer Schwierigkeiten

wie vorgesehen. ... Es wird mit einem Restkontingent von noch rund 40.000 arbeitsfähigen Juden gerechnet, die in Tagesraten von 2.000 bis 4.000 abtransportiert werden. ...

CHANTAL

... an nicht arbeitsfähigen einschließlich Kindern ... (werden) in Budapest schätzungsweise 120.000 Juden verbleiben, über deren endgültige Bestimmung noch nicht entschieden ist, (was) jedoch maßgeblich von ... (der) Gestellung von Transportmitteln abhängig ist.“
gezeichnet Veesemayer

SCHULI KLEIN/THOMAS

Morgens führte man uns hinaus. Draußen saßen wir dann vor der Baracke, in Fünfergruppen – den ganzen Tag lang. Abends führten sie uns wieder in die Baracke hinein, und da konnten wir dann nur stehen.

JAKOB DAVIDOVICS/DANIEL

Ich erhielt eine Arbeitseinteilung und wurde bei der Mistabfuhr eingesetzt. Das war zwar keine sehr appetitliche Arbeit, aber ich war froh, dass ich arbeiten durfte, zumal ich dadurch etwas mehr Verpflegung bekam.

GABRIEL RODAN/RONJA

Immer wieder gab es Selektionen. Eines Tages wurde ich aussortiert und musste in den Kinderblock. In der Nacht kletterte ich durch den kalten Schornstein auf das Dach, sprang außen herunter und lief in den Block zu meinem Vater. Das hat mir zum zweiten Mal das Leben gerettet. Beim Appell legte ich mir einen

Ziegelstein unter meine Füße, um größer zu erscheinen.

GABRIEL RODAN/TIM

Ich versuchte, bei meinem Vater zu bleiben, damit er mir helfen konnte. Niemand durfte wissen, dass er mein Vater ist, sonst wären wir getrennt worden!

JAKOB DAVIDOVICS/NICK

Nach einigen Monaten merkte ich an verschiedenen Vorbereitungen, dass das Lager geräumt werden sollte. Da ich den Kindern zugeordnet war, hatte ich große Angst. Es hieß, dass Kinder und alle, die in Auschwitz zurückgelassen wurden, vernichtet werden.

Ich versuchte also, mich unter allen Umständen in einen der Arbeitstransporte zu schmuggeln. Die Sache wurde nicht bemerkt. Und so marschierte ich mit einem Transport, der 800 Mann zählte, von Auschwitz ab.

SCHULI KLEIN/JASMIN

Eines Morgens sagte man zu uns, wir sollten uns fertig machen. Man gab uns ein Stück Brot, holte uns zur Eisenbahn und steckte uns in Waggons.

ANDOR ROSENTHAL/JOSHUA

Es war schwer, Auschwitz zu verlassen. Wäre es nach mir gegangen, wäre ich geblieben.

Was war mit meiner Familie? Was, wenn durch ein Wunder einer von ihnen noch irgendwo dort wäre? Was würde mit Zsuzsie passieren, die noch nicht einmal sprechen konnte, wenn weder Vater noch Mutter dort wären, um sie zu beschützen?

SCHULI KLEIN

Nach 3 Tagen hielt der Zug. Am Bahnhof stand geschrieben: Lieberose.

ANDOR ROSENTHAL/JOSHUA

Gierig atmeten wir den frischen Duft des Waldes ein. Es war ein einfacher Landbahnhof. Das kleine Gebäude erklärte nicht die großen Flutlichter, die das Gelände in strahlendes Licht badeten.

SCHULI KLEIN/JASMIN

Wieder mussten wir uns in Fünfergruppen aufstellen. Man führte uns zu einem Lager, das zum Teil noch gebaut wurde.

ANDOR ROSENTHAL/EMILIA

Holzbaracken in der Art von Blockhütten, aufgereiht auf dem Hang eines flachen Hügels in der Mitte eines Kiefernwaldes. Dies war ein angenehmer Anblick nach der Ödnis von Auschwitz. Beim Betreten der Baracke bekam jeder eine schmutzige Decke. Dreistöckige Holzkojen standen so dicht beieinander, dass man nur am Fußende einsteigen konnte. Einige wollten keine Kojen ganz oben, weil sie nicht mehr die Kraft hatten hochzusteigen. Andere wollten keine ganz unten, weil sie Angst hatten, dass die wacklige Konstruktion zusammenbrechen könnte.

JOSEPH FELLNER/JESSICA

Die äußerst geringe Essensration und schwere körperliche Arbeit von täglich 12 bis 14 Stunden führten bald zum Verfall der Kräfte. Joseph Fellner wurde zum Bau einer Pflasterstraße eingesetzt, später arbeitete er beim Bau von SS-Unterkünften.

GABRIEL RODAN/RONJA

Als mein Vater gefragt wurde, welchen Beruf er hätte, antwortete er: „Tischler.“ (Im Lager brauchte man keine Rechtsanwältel!) Ich meldete mich als Tischlerlehrling.

HERRMANN ZWI-HIRSCH/LUKAS

Wir mussten Bäume fällen, um daraus Baracken zu bauen. Alle Arbeiten wurden mit den primitivsten Werkzeugen durchgeführt – also mit Handsäge und Axt. Natürlich wurden die Baumriesen auf unseren Schultern transportiert. Viele Häftlinge wurden bei dieser Arbeit schwer, oft sogar tödlich verletzt.

ANDOR ROSENTHAL/EMILIA

Allgemeines Antreten war um vier Uhr früh. In der Mitte des Platzes stand ein Podest mit etwa sechs Stufen. Von dort aus überprüfte die SS unsere Anzahl.

HERRMANN ZWI-HIRSCH/LUISE

Zählappelle dauerten Stunden, denn die SS war nie richtig zufrieden zu stellen. Auch die nachts verstorbenen Häftlinge wurden in Reih und Glied hingelegt, damit die Zahl stimmte. Dieser Vorgang wurde am Abend wiederholt. Die am Arbeitsplatz umgekommenen Kameraden schleppten wir in Karren oder auf unseren Schultern zurück.

SCHULI KLEIN/THOMAS

Der Abend-Appell war eine Zeit der Bestrafungen. Einmal brachten sie einen jungen Polen voller Verletzungen und Zeichen von Misshandlungen. Sie führten ihn vor alle Gruppen und sagten: „So

wird es jedem gehen, der zu fliehen versucht.“

JOSEPH FELLNER/JESSICA

Weil er nach der Arbeit eine Schaufel an eine falsche Stelle gelegt hatte, wurde Joseph Fellner zu einer Strafe von drei Schlägen verurteilt. Dazu wurde er über einen Tisch gelegt und mit einem Gummiknüppel geschlagen, der eine Stahleinlage hatte.

ANDOR ROSENTHAL/JOSHUA

Ich arbeitete in einem Büro auf dem Bauhof, wo ich die Materialkartei führte. Oft fragte ich mich, ob es richtig war, durch meine ordentliche Arbeit zur Erfüllung der deutschen Pläne beizutragen. Ich erinnerte mich an die Geschichte von den Kriegsgefangenen, die in einer deutschen Schuhfabrik Militärstiefel so verpackten, dass die Ostfront alle linken Stiefel erhielt und die Westfront alle rechten. Wie gern wollte ich etwas Ähnliches tun! Ich dachte an die russischen Häftlinge, die einen SS-Offizier niederschlugen – obwohl sie wussten, dass der Preis dafür das Krematorium war. Das sind die wirklichen Männer! Dann wieder dachte ich an meine Familie, an die Freunde, die von mir abhängen. Und letztlich siegte die Feigheit, die ich gern „gesunden Menschenverstand“ nannte. Ich tat meine Arbeit weiter zur vollen Zufriedenheit.

SCHULI KLEIN/JASMIN

Mein Vater starb ganz in meiner Nähe. Ich schlief auf einer hohen Pritsche und er unter mir. Nachts hörte ich, wie mein Name gerufen wurde, aber als ich auf-

wachte, war es still und ich dachte, es sei im Traum gewesen. Am Morgen stand ich auf, als sie zum Wecken kamen. Aber mein Vater bewegte sich nicht. Da wurde mir klar, dass er gestorben war.

JOSEPH FELLNER/JESSICA

Beim Nahen der Sowjetarmee räumte die SS das Lager.

HERRMANN ZWI-HIRSCH/LUKAS

Unsere letzte Arbeit war das Graben eines Riesenlochs. 20 Häftlinge meines Baukommandos mussten es ausheben.

ANDOR ROSENTHAL/EMILIA

„Das Lager wird in drei Gruppen aufgeteilt“, sagte die SS. „Diejenigen, die noch in der Lage sind, zu arbeiten, aber nicht kräftig genug für einen Marsch von sechs Tagen, treten sofort an und fahren mit dem Zug. Die Insassen der Krankenbaracke bleiben zurück bis zur Ankunft des Lazarettzuges. Alle anderen brechen um 4.00 Uhr auf.“

ANDOR ROSENTHAL/JOSHUA

Verwirrung und Ratlosigkeit machten sich breit: Einige dachten daran, ins Hospital zu schleichen. Andere meldeten sich, um mit dem angekündigten Zug zu fahren. Die Mehrheit dachte, dass es am Schlauesten wäre, mit den Kräftigen zusammenzubleiben. Allerdings versprach ein 6-tägiger Marsch im Winter ein Todesmarsch zu werden. In der Nacht lauschten wir vergeblich. Der angekündigte Zug schien nicht wirklicher zu sein als der versprochene Lazarettzug ...

JOSEPH FELLNER/JESSICA

Alle marschunfähigen Häftlinge in den Baracken 15 und 16 wurden später erschossen. Unter ihnen war auch Joseph Fellners Bruder.

ANDOR ROSENTHAL/JOSHUA

Am nächsten Morgen traten wir in Fünferkolonnen aus dem Lager.

Die Geschwindigkeit wurde von einem SS-Mann vorgegeben. Zwei Meilen pro Stunde waren für ihn ein Spaziergang – für uns eine hoffnungslose Anstrengung.

HERRMANN ZWI-HIRSCH/LUKAS

Einige nachkommende SS-Leute prahlten damit, dass sie die Zurückgebliebenen mit dem Maschinengewehr „abgemäht“ hätten.

Nun wussten wir, dass wir ein Massengrab geschaufelt hatten.

GABRIEL RODAN/RONJA

Täglich mussten wir 20 bis 30 km marschieren. Übernachtet wurde in Scheunen und im Freien, aneinander gelehnt im Schnee sitzend. Nach jeder Nacht blieben Kameraden tot zurück.

ANDOR ROSENTHAL/EMILIA/JOSHUA

Viele waren schon nach der ersten Stunde völlig erschöpft. Wir hakten die Arme ein und trugen sie. Nicht zurückbleiben! Bloß nicht! Wir wussten alle, dass uns die sogenannte „technische Einheit“ auf Motorrädern folgte. Im Beiwagen waren Kreuzhacke und Schaufeln.

Aber nicht einmal die eingehakten Reihen konnten die völlig Erschöpften lan-

ge mitschleifen. Wenn jemand fiel, fiel er zurück in die nächste Reihe.

Wir reichten unsere Arme, als wenn wir Ertrinkende aus dem Hochwasser zögen.

Nach einer Stunde befanden sich zehn humpelnde Männer am Ende der Kolonne. Hilflos sahen wir, wie sie mit der „technischen Abteilung“ in einen Seitengeweg einbogen...

„Wie kann man das je vergelten?“, sagte ich zu meinem Nachbarn.

GABRIEL RODAN/TIM

In der Nähe von Berlin wurden wir in Viehwaggons geladen und nach Sachsenhausen transportiert.

SCHULI KLEIN/THOMAS

In Sachsenhausen war bereits völlige Unordnung. Aus allen möglichen Orten wurden Menschen in dieses Lager gebracht.

ANDOR ROSENTHAL/EMILIA

Von den 4.000 Häftlingen in Lieberose standen jetzt nur ein paar hundert auf dem Platz. In den Baracken übernahmen die üblichen Berufsverbrecher die Verantwortung über uns. Am dritten Tag verschwand die schwarze Katze des Blockführers spurlos. Er beschuldigte uns, das Tier getötet und aufgegessen zu haben und drohte damit, uns fürchterlich zu bestrafen, sollte das Tier nicht zurückkommen. Unsere Nervosität näherte sich bereits ihrem Höhepunkt, als die Katze unerwartet oben auf dem Zaun erschien.

Um uns vor den Wutausbrüchen des Blockführers zu schützen, mussten wir

das Herumstreuen der Katze verhindern. „Wieviele Katzen hast du schon kastriert?“, fragte ich meinen Schlafgenossen, der Tierarzt war. „Viele – wie-so?“

„Ich werde versuchen, den Blockführer zu überzeugen. Du musst mir nur sagen, wie hoch das Risiko einer solchen Operation ist. Du weißt – wir bekommen Kartoffeln, wenn es klappt, und den Strick, falls nicht.“ „Die Kartoffeln mögen kommen!“, deklamierte der Tierarzt wie ein Opernsänger.

Der Blockführer fand die Idee gut, insbesondere als ich ihm versicherte, dass der beste Katzenkastrator Mitteleuropas unter uns sei... Das Tier erholte sich schnell und die paar Karotffeln extra, die wir als Bezahlung erhielten, dienten mir in den nächsten zwei Wochen als Lebensretter.

LUISE

Mit dem Herannahen der Roten Armee hatten sie es plötzlich sehr eilig. Die

SS begann, unbequeme, kranke und schwache Häftlinge zu ermorden und die Marschfähigen aus dem Lager zu bringen. Zehntausende wurden auf Todesmärsche in Richtung Norden getrieben oder starben unter den Gewehrsalven der SS.

SCHULI KLEIN/THOMAS

Eines Morgens bemerkten wir, dass die Wachtürme leer waren.

Hunderte Male hatten wir uns ausgedacht, wie wir uns an den Deutschen und an der SS rächen würden. Wir hatten uns ausgemalt, was wir ihnen antun würden.

Und jetzt blieb nur diese eine Sache übrig:

Eines Morgens waren sie einfach nicht mehr da...

Von den rund 870.000 ungarischen Juden überlebten 550.000 den Holocaust nicht.

Gunter Fritsch

Präsident des Landtages Brandenburg

Sehr geehrte Überlebende und Angehörige der Opfer dieses Lagers,

der Landtag Brandenburg und die Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten gestalten seit Einführung des heutigen Gedenktages durch Proklamation des Bundespräsidenten Roman Herzog am 3. Januar 1996 gemeinsam diesen wichtigen Tag der Erinnerung. In jedem Jahr treffen wir uns am 27. Januar hier an diesem Ort, an dem unfassbare Verbrechen der Nationalsozialisten an wehrlosen Menschen verübt worden sind.

Zwischen 1936 und 1945 waren hier mehr als 200.000 Menschen aus 40 Nationen inhaftiert: Politische Gegner des Regimes, Angehörige der von den Nationalsozialisten als rassistisch oder biologisch minderwertig erklärten Gruppen, aber ab 1939 auch Bürger der besetzten Staaten Europas. Zehntausende kamen durch Hunger, Krankheiten, Zwangsarbeit und Misshandlungen um oder wurden Opfer von systematischen Vernichtungsaktionen der SS. Knapp 20% aller KZ-Insassen waren jüdische Häftlinge.

In jedem Jahr stehen Schicksale bestimmter Opfergruppen im Mittelpunkt



Gunter Fritsch

unseres Gedenkens. In diesem Jahr sind es die jüdischen Häftlinge aus Ungarn.

Aus dem soeben Gehörten konnten wir Eindrücke gewinnen über das Leiden der Betroffenen. Die Ansprache von Herrn Konrád hat mich tief bewegt.

Immer wieder muss man fragen, wie dieses mörderische NS-System Fuß fassen konnte. Mit der Machtergreifung Hitlers vor über 80 Jahren erfolgte schrittweise die Umgestaltung der Weimarer Republik zum Führerstaat. Das sogenannte Ermächtigungsgesetz vom 24. März 1933 setzte die Grundrechte der Reichsverfassung außer Kraft und erlaubte, dass Reichsgesetze nicht nur vom Parlament, sondern fortan auch durch die Regierung und letztlich durch den Reichskanzler Hitler beschlossen werden konnten.

Es folgten die Nürnberger Gesetze von 1935, darunter das „*Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre*“.

Die Diktatur war errichtet, das Recht durch den „Führerwillen“ ersetzt. Der Weg für Terror und Völkermord war frei.

Wenige Tage nach Kriegsbeginn sind mehr als 1.000 polnische Juden aus Berlin und dem Reichsgebiet nach Sachsenhausen eingeliefert und zunächst im sogenannten kleinen Lager streng isoliert worden. Nahezu täglich fanden Gewaltextesse statt.

Nachdem im Oktober 1942 fast alle jüdischen Häftlinge zur Vernichtung nach Auschwitz deportiert worden waren, gab es in Sachsenhausen anderthalb Jahre nur noch wenige jüdische Häftlinge in einigen Sonderkommandos.

Im Frühjahr 1944 trafen Massentransporte mit mehreren hundert, oft sogar mehreren Tausend, vorwiegend ungarischen, tschechischen und polnischen Juden aus den Vernichtungslagern oder direkt aus den Deportationsgebieten in Sachsenhausen ein. In keinem anderen Zeitraum waren im KZ Sachsenhausen und seinen Außenlagern so viele Juden inhaftiert.

Tausende starben auf den Todesmärschen an Hunger und Auszehrung in der Endphase des Lagers. Und bis zuletzt führte die SS auch geplante Mordaktionen durch.

Am 9. November 1943 transportierte die SS die ersten 22 Häftlinge aus dem KZ Sachsenhausen nach Jamlitz. Das so entstandene „SS-Außenlager“ war provisorisch in der Gaststätte „Zum kühlen Grunde“ untergebracht. Die Häftlingszahl stieg rasch auf etwa 200 an. Zwei Monate später wurde aus dem bis dahin noch sogenannten kleinen Arbeitslager Lieberose ein jüdisches Massenlager.

Ab Juni 1944 erreichten monatlich Transporte mit jüdischen Häftlingen aus Auschwitz direkt oder über Sachsenhausen das „Arbeitslager Lieberose“ in Jamlitz. Eine Gesamtzahl von etwa 11.000 Häftlingen aus 14 europäischen Staaten für die 15 Monate von November 1943 bis Ende Januar 1945 beruht auf vorsichtigen Schätzungen.

Insgesamt 4.000 erschöpfte Häftlinge sind ab Sommer 1944 zur Vernichtung zurück nach Birkenau gebracht worden.

Wir sind aufgerufen, Lehren aus der Geschichte zu ziehen. Wie wichtig und aktuell die Forderung nach Geschichts- und Bildungsarbeit ist, zeigt die rechtsterroristische Mordserie der NSU, die ganz Deutschland erschüttert hat. Auch Ereignisse, wie die Angriffe auf die Lausitzer Rundschau in Spremberg mahnen uns, zu handeln.

„Die Pflege der Erinnerungskultur sollten wir nicht als historische Last, sondern als große Chance begreifen.“

Wir bemühen uns in Brandenburg um den Aufbau einer Zivilgesellschaft gegen den Rechtsextremismus und seit 1998 werden durch das Handlungskonzept Tolerantes Brandenburg Aktivitäten des Staates und der Zivilgesellschaft koordiniert.

Wir haben landesweit durch friedliche Aktionen gezeigt, dass Rechtsextreme und ihre menschenverachtende Ideologie in unserem Land nichts zu suchen haben.

Die Pflege der Erinnerungskultur sollten wir nicht als historische Last, sondern als große Chance begreifen. Unserer Jugend muss vermittelt werden, wozu es führen kann, wenn die Gleichwertigkeit aller Menschen infrage gestellt wird, wie es die Nationalsozialisten taten.

Wir hören immer wieder: „Es ist noch viel zu tun.“ Dieser Satz befriedigt mich nicht ganz. Das „noch“ erweckt den Eindruck, wenn es denn getan ist, ist es auch erledigt. Nein, es bleibt viel zu tun. Für jede neue Generation stets aufs Neue.

Vielen Dank, sehr geehrter Herr Prof. Dr. Morsch, für die unverzichtbare Bildungsarbeit der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten.

Zentraler Gedenkort „Station Z“



Herausgeber: Landtag Brandenburg,
Referat Öffentlichkeitsarbeit

Fotos: Landtag Brandenburg/Stefan Gloede

Satz und Druck: Druckerei Arnold, Großbeeren

Diese Publikation wird vom Landtag Brandenburg im Rahmen der parlamentarischen Öffentlichkeitsarbeit herausgegeben. Die Abgabe ist kostenfrei. Der Weiterverkauf ist nicht gestattet. Eine Verwendung zum Zwecke der Wahlwerbung ist unzulässig.



L A N D T A G
B R A N D E N B U R G

Landtag Brandenburg

Alter Markt 1, 14467 Potsdam

Telefon 0331 966-0

Fax 0331 966-1210

post@landtag.brandenburg.de

www.landtag.brandenburg.de